

FORUM CLASSICUM

2021

ZEITSCHRIFT FÜR DIE FÄCHER LATEIN UND
GRIECHISCH AN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

F. Maier

Catull und Lesbia –
Das Liebesdrama als Gesamtbild

U. Schmitzer

Der Traum von der lateinischen Republik

A. Friedrich

Persephone wandert.
Zum Literaturnobelpreis für
Louise Glück

K. Schulz

Digitales Datenmanagement für die
Klassische Philologie



Weisheiten für den Griechisch- und Lateinunterricht

Sie beherrsche die Welt, lässt Erasmus von Rotterdam die Torheit höchstpersönlich verkünden – man brauche sich nur umzusehen! Und sie sei überall: an den Universitäten, bei den Geistlichen, den Gebildeten. Die bitterböse und gleichwohl amüsante Rede wirkt heute beunruhigend aktuell, die Kritik erstaunlich zeitlos.

311 S. · ISBN 978-3-15-014198-4 · € 8,80

Unser gesamtes Latein-
Programm finden Sie hier:



Erasmus von Rotterdam
Moriae encomium
Das Lob der Torheit
Lateinisch / Deutsch

Reclam

Platon
Menon
Griechisch / Deutsch

Reclam

*Tugend übt, wer die Sünde flieht; Abkehr
von Torheit ist der Weisheit Anfang.*

Horaz

Was ist Tugend? Kann man Tugend lehren? Und kann man sie üben – oder ist sie einem von Natur gegeben? Um diese philosophischen Kernfragen dreht sich der Dialog zwischen Platon und Sokrates. Gernot Krapinger hat diesen Grundtext der platonischen Philosophie neu übersetzt und kommentiert.

167 S. · ISBN 978-3-15-014197-7 · € 5,80

Unser gesamtes Griechisch-
Programm finden Sie hier:



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
die Redaktion und ich wünschen Ihnen ein gutes und vor allem gesundes Neues Jahr. Noch immer bestimmt die Pandemie das Schulleben und die Sehnsucht nach einem normalen Leben wächst. Doch es gibt Anlass zur Hoffnung, dass die Pandemie bis zum Sommer ein Ende findet. Der Leistung, die Lehrerinnen und Lehrer in diesen zwei Jahren erbracht haben, gebührt größter Dank und höchste Anerkennung!

Mit Beginn des Neuen Jahres vollzieht sich ein Wechsel an der Redaktionsspitze des *Forum Classicum*: Nach drei fruchtbaren Jahren als verantwortlicher Schriftleiter werde ich diese anspruchsvolle Aufgabe abgeben, da andere neue Aufgaben auf mich warten und ich in Sorge bin, dieser wichtigen Zeitschrift nicht mehr genügend Aufmerksamkeit schenken zu können. Die Redaktionsleitung wird aber zunächst in Bamberg bleiben und von Herrn PD Dr. Jochen Schultheiß übernommen werden. Mit ihm gewinnt das *Forum Classicum* einen vielseitigen Forscher und ausgewiesenen

Kenner der griechischen und römischen Literatur, dessen breitgestreute Kompetenzen die fachliche Qualität der Zeitschrift sichern werden. Als Redaktionsassistentinnen stehen ihm zum einen weiterhin Frau Sarah Weichlein zur Seite, neu hinzu kommt Lilli Werner als Nachfolgerin ihrer Schwester Ellen Werner. Ich bin mir sicher: Dieses engagierte Kernteam wird das *Forum Classicum* erfolgreich weiterführen und Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, Heft für Heft eine anregende Lektüre bieten.

In dieser Ausgabe wird thematisch ein Bogen von der Antike bis zur Neuzeit gespannt: Den Anfang dieser Zeitreise macht Friedrich Maier, der in seinem Beitrag ein Gesamtbild des Liebesdramas zwischen Catull und Lesbia entwirft. Ulrich Schmitzer vollzieht den Sprung ins 19. Jh. und stellt uns einen Text aus den *Alaudae* Karl Heinrich Ulrichs' vor, die von der Utopie eines neuen gemeinschaftlichen Roms, gleichsam eines elitären Weltbürgertums, handeln. Anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises an Louise Glück 2020 beschäftigt sich

Friedrich Maier	Catull und Lesbia – Das Liebesdrama als Gesamtbild	256
Ulrich Schmitzer	Der Traum von der lateinischen Republik. Ein Fundstück aus den <i>Alaudae</i> des Karl Heinrich Ulrichs (1891)	262
Anne Friedrich	Persephone wandert. Zum Literaturnobelpreis für Louise Glück	270
Konstantin Schulz	Digitales Datenmanagement für die Klassische Philologie	278
	Zeitschriftenschau	285
	Besprechungen	296
	Varia	313
	Impressum	316

Anne Friedrich mit dem Gedicht *Persephone, die Wandernde* näher und beschreibt den vielschichtigen Umgang der Lyrikerin mit dem antiken Stoff, bei dem v. a. die Mutter-Tochter-Beziehung im Mittelpunkt steht. Mit Konstantin Schulz sind wir im digitalen Zeitalter angelangt, der mit seinem Beitrag zum Digitalen Datenmanagement in der Klassischen Philologie unsere fünfteilige digitale Einführungsreihe beendet, die Frau Andrea Beyer und Konstantin Schulz ab Heft 19.4 dankenswerterweise für das *Forum Classicum* verfasst haben.

Möge das *Forum Classicum* trotz der Bedrohung unserer Fächer von mehreren Seiten noch eine lange Zukunft haben und alle Angriffe überleben: Die oft fehlgeleitete Bildungspolitik, die nicht müde wird, mit der Schule immer neue

Experimente anzustellen, die mitunter maßlose Cancel Culture, deren Wüten auch vor der antiken Kultur nicht Halt macht, und der zunehmende, wirtschaftsorientierte Utilitarismus in unserer Gesellschaft, der immer mehr den Wert von Allgemeinbildung verkennt, stellen nicht nur eine Bedrohung für die Fächer Latein und Griechisch, nicht nur für das Gymnasium dar, sondern auch für jenes höchste Gut, das Ziel aller schulischer Arbeit sein muss: eine Bildung für unsere Kinder, die ihr Leben wirklich reicher macht – und darum muss es ja gehen. Lassen Sie uns alle daran mitwirken, dass dieses Ziel nicht aus den Augen verloren wird. – Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihr MARKUS SCHAUER

Aufsätze

Catull und Lesbia – Das Liebesdrama als Gesamtbild

In memoriam Prof. Dr. Klaus Westphalen

Catull zählt zu den Dichtern von Weltruhm. Berühmt geworden ist er zuallererst durch seine Lesbia-Gedichte. Sie haben in Literatur und Musik weltweite Nachgestaltung erfahren. Allerdings sind die Gedichte als Zyklus nur schwer zugänglich. Man ist sich darüber in vielem nicht einig. Ist Catull als das ‚lyrische Ich‘ selbst der Liebende? Ist Lesbia nicht eine bloße Fiktion? Wie ist die Reihenfolge der Gedichte? Wie sind sie jeweils zu verstehen? Wie ernst ist ihr Inhalt gemeint? Wieviel Selbstironie des Autors ist dabei mit im Spiel? Die Entwicklung des Liebesverhältnisses als Drama ist deshalb kaum vermittelbar und demzufolge auch nicht

vom Leser, ob Schüler, Student oder interessierter Laie, mit innerer Anteilnahme nachzuvollziehen. Er zählt zum antiken Erbe – nicht nur Europas.

Hier wird nun erstmals der Versuch vorgelegt, das Liebesdrama zwischen Catull und Lesbia als Gesamtbild vor Augen zu stellen. Auch mit der Absicht die herausragende dichterische Leistung – zumindest im Ansatz – spürbar zu machen. Catull ist nicht unbegründet zu Ruhm und Anerkennung gekommen. Er zählt nicht nur zu Europas antikem Erbe.

Der Lesbia-Zyklus versteht sich als Liebesdrama. Catull ist daran unmittelbar beteiligt.

Das lyrische Ich ist Teil der Erzählung. Er ist der Liebende im Verhältnis der beiden Menschen, die sich hier begegnen. Dem Dichter als jungem Mann aus der Provinz, der in Rom nach dem Willen des Vater Karriere machen soll, aber Künstler sein will, begegnet dort eine Frau, die nur in den höheren Kreisen verkehrt, eine Dame der Gesellschaft, deren Ruf nicht ohne dunkle Flecken ist, die aber eine die Männer in ihren Bann ziehende Ausstrahlung hat. Bei allem Charme ist ihr auch Raffinesse ins Gesicht geschrieben. Eher eine kalte Schönheit. Catull hat sie erblickt, wie sie einem Verehrer gegenüber sitzt, und ist augenblicklich von ihrer starken Persönlichkeit bezaubert (carm. 51). So sehr, dass sich seine seelische Betroffenheit in körperlichen Symptomen äußert. Er ist wie von Sinnen. Zunge, Ohren, Augen versagen ihren Dienst. Eifersucht auf den Mann, der ihr so nahe sein darf, lähmt Catull. Dieser hält jenen für göttergleich, so dass ihm auch die Frau, die das bewirkt, als Göttin erscheint. Der Dichter ist in sie vernarrt. Wie sehr sehnt sich der junge Mann danach, der Frau, die er mit „Lesbia“ anspricht, ebenso nahe zu sein, überhaupt von ihr als heißer Verehrer wahrgenommen zu werden!

Die ersehnte Nähe ergibt sich bald auf eine eigenartige, wohl imaginäre Weise (carm. 2). Durch eine Art Symbolfigur, einen Spatz, der das Lieblingstier der Lesbia ist. Der Dichter tut so, als sähe er den kleinen Spatz vor sich, wie er von der Frau liebkost wird, wie sie mit ihm ihr Spiel treibt. Der Verliebte möchte die Rolle des Tieres innehaben. Sieht er in ihm den Konkurrenten? Auf jeden Fall stellt der Spatz gewissermaßen die Beziehung zwischen den beiden her, hat Stellvertreterfunktion. Die unmittelbare Anrede an das im Zentrum der fraulichen Aura spielende Tier macht Catulls Sehnsucht spürbar. Freilich manifestiert der irrealer Wunsch, dass



Bild: Antonio Niosi

er doch an dessen Stelle sein könnte, noch die reale Trennung. Sein Liebeskummer wird nicht erleichtert.

Im Gegenteil: Der Kummer wandelt sich in Bestürzung. Warum? Der Spatz ist tot. Catull ruft alle Instanzen der Liebe zur Trauer auf (carm. 3). Die Anteilnahme, die der junge Mann am Schicksal des Spielgefährten der von ihm verehrten, geliebten Schönheit hat, lässt erahnen, wie eng sich sein Fühlen mit dem der Frau verbindet. Sind sie sich bereits real begegnet? Auf jeden Fall ist die Entrüstung, die ihn die finsternen Mächte des Orkus anzuklagen zwingt, ein Zeichen auch des persönlichen Unglücks. Wie ein Aufschrei gegen die Ohnmacht des jenseits des Lebens wirkenden Bösen, das alles Schöne vernichtet. Das Bewusstsein, einem unerbittlichen Schicksal unterworfen zu sein, ist ein Zug tragischen Geschehens. Eine Erfahrung nicht ohne existenzielle Tiefe. Der armselige

Spatz, dessen Tod seinem „Mädchen“ durch Tränen die Augen anschwellen lässt, macht auch Catull elend. Der Dichter teilt die Trauer mit der Geliebten.

Vor dem Hintergrund der traurig-trüben Stimmung ein jubelnder Aufschrei. Urplötzlich (carm. 5). Eine Aufforderung Catulls an sich und Lesbia. Ein Hortativ: „Lasst uns leben und lieben!“ Zwischen beiden muss es zur Begegnung gekommen sein, zum intimen Zusammensein. Das Gedicht sprüht nur so vor Begeisterung und Lebensfreude, die nur dem Augenblick gelten und keine Rücksicht nehmen auf die sie umgebende Moral, deren Gesetze die strengen Greise repräsentieren. Die Welt ist vom stets wiederkehrenden Auf- und Untergang der Sonnen bestimmt, hat also Dauer. Sie aber, die beiden Liebenden leben nur einmal. Auf sie wartet, wenn alles vorbei ist, – schicksalsbedingt – die ewige Nacht eines langen Schlafes. Solche Erkenntnis drängt zum Genuss des Jetzt, der sich nur mit einer unendlichen Zahl von Küssen befriedigt. Eine Kussorgie, die im Zahlenspiel mit Hundert und Tausend sinnfällig wird, sich in solch rascher Abfolge der Küsse verwirklichend, dass im Wirbel des taumelnden Geschehens die Küssenden selbst die Zahl nicht wissen und kein Böser durch deren Kenntnis zum Neid Anlass haben könnte. Catull und Lesbia, so ist zu schließen, sind ein Liebespaar geworden. Er, der junge Avantgardist, der mit seinesgleichen sich nicht um Konvention und Sitte schert, und sie, die nicht gerade gut beleumundete Dame der römischen high society. Ob das gut gehen kann?

Zunächst scheint es so. Das Kuss-Geschehen setzt sich fort. (carm. 7) Catull verwendet dafür sogar einen gewählten Ausdruck: *basiatio*. Wie *laudatio* (< *laudare*) eine nicht gerade kurze Lobesrede meint, so ist mit *basiatio* (< *basiare*) das Küssen als sich mehr oder weniger lang

hinziehender Vorgang gemeint. Der Liebeskuss in voller Hingabe. Ohne dass das Wort hier eine negative Färbung hätte. Der Dichter lässt Lesbia fragen, wie viele solcher Küsse denn von seiner Seite überhaupt genug und übergenug für sie seien. Meint er, dass die Frau ihm so zugetan sei, dass ihr Leben an der Zahl solcher Küsse hängt? Diese Zahl erscheint von solchem Gewicht, dass sie in den wohl aussagekräftigsten Vergleichen sinnlich fassbar gemacht wird. So viele Küsse sind ihm – und da wechselt der Dichter die Perspektive – genug und mehr als genug, wie die Sandkörner am Strand Afrikas ausmachen oder die Sterne, welche die Verliebten, wenn die Nacht schweigt, am Himmel schauen. Unzählige also, die keine böse Zunge wegzaubern kann. Eine Illusion, zu der sich Catull in seinen Gefühlen hochsteigert. Sein Verstand setzt aus. Der Boden unter den Füßen geht ihm verloren. Ein Wahn ist es, dem er erlegen ist. Der Dichter nennt sich am Ende ja selbst „wahnsinnig“, „verrückt“ „überspannt“ (*vesanus*). Sein Sinnenrausch stößt an Grenzen.

Ist es zum Eklat zwischen beiden gekommen? Warum sollte sich der Dichter gleich zu Beginn des c. 8 so abrupt als „armer Catull“ (*miser Catulle*) beklagen? Der junge Mann muss auf den Boden zurückgeholt worden sein. Etwas hat ihm den verklärenden Schleier vor den Augen weggerissen. „Hör auf ein Narr zu sein!“ Ein Appell an sich selbst, den ihm sein Verstand gibt. Die Illusion ist zerstört. Das enthusiastisch gefeierte Lebens- und Liebesglück war nur ein Trugbild. Zwischen Catull und Lesbia ist es offensichtlich zum Zerwürfnis gekommen. Die hehre Dame hat dem Sturm und Drang des jungen Verehrers Grenzen gesetzt. War auch er nur Spielgefährte auf Zeit? Der zweite Befehl an sich ist nicht ohne bittere Tristesse. „Halte für verloren, was du als verloren siehst!“ (carm. 8,2).

Melancholische Rückerinnerung an das Einst folgt, wo ihm die strahlenden Sonnen noch leuchteten und wo sie sich noch zu gemeinsamem Spaß und Spiel trafen – er und das Mädchen, von ihm geliebt, wie sehr keine mehr geliebt werden wird. Im feststellenden Perfekt: „Solche Sonnentage haben dir wahrhaft geleuchtet.“ (carm. 8,3. 8) Sie sind vorbei. Catull steht vor dem Nichts. Er ist existentiell getroffen. Doch der Dichter verfällt nicht in eine Anklage gegen das Schicksal, gegen die Finsternisse des Orkus, der alles Schöne zerstört. Nein. Er fordert sich auf zu harter Gegenwehr, die sich zu aggressiver Schelte bis zur Drohung steigert. Er solle die Frau aufgeben, die ihn flieht, und nicht im Unglück verharren! Sie wird als „Verbrecherin“ (*scelesta*) beschimpft, als kriminelle Frau also (*scelus* ist ein juristisch einklagbares „Vergehen“), und er schreit ihr ein „Wehe dir!“ entgegen, dabei wieder einem Wunschbild erlegen. Nämlich dass Lesbia durch seinen Rückzug aus dem Liebesbund alles verliere: Kein Verehrer mehr, kein Bewunderer ihrer Schönheit, kein Liebhaber, keiner, der ihr die Lippen beim Küssen zerbeißt. Sein Verlust soll zugleich ihr Verlust sein. Das Selbstbedauern zu Beginn kontrastiert am Ende mit dem Appell zur trotzigigen Härte gegenüber der Frau. Mit der unterschwelligem Andeutung doch wohl, dass ihm sie, Lesbia, trotz allem nicht gleichgültig ist. Catull kommt von der Geliebten nicht los.

Catull setzt in die Mitte des c. 92 einen Ausdruck der Verwünschung oder gar Verfluchung: *dispeream*, in einer Form, die im vollen Sinne nicht übersetzbar ist, da zu *perire* („zugrunde gehen“) eine weitere Präposition (*dis-*: auseinander-, zer-) gesetzt ist, die eine sogar noch schärfere Zerstörung anzeigt. „Ich will voll und ganz zerstört sein“. Am ehesten entspräche der lateinischen Form die Wiedergabe mit „Der

Teufel soll mich holen!“ (ohne die christliche Konnotation). Warum ein so aggressiver Appell an sich? Catull will voll und ganz des Todes sein, wenn ihn Lesbia nicht doch noch liebt. Er weiß oder bildet es sich ein, dass Lesbias Bande zu ihm trotz allem nicht ganz zerrissen sind. Sonst würde sie nicht dauernd schlecht von ihm reden oder sie würde zumindest über ihn schweigen. Er, Catull, ist ihr, so schließt er, nicht gleichgültig geworden. Er ist ihr in ihren Gefühlen noch immer präsent. Wie kommt der Dichter zu solcher Vorstellung? Er projiziert seine eigene Befindlichkeit in die Gefühlswelt der Frau. Bei ihm deuten ähnliche Zeichen darauf hin. Er verflucht Lesbia dauernd. Doch er will voll und ganz des Todes sein, wenn er sie nicht liebt. Die Liebesgeschichte zwischen den beiden Protagonisten ist – zumindest von seiner Seite aus – nicht zu Ende. Sie wird sich in ihrer Tragik noch steigern.

Im Rückblick trifft Catull c. 87 eine Feststellung – im sog. konstatierenden Perfekt, das einen Abschluss markiert. Keine Frau unter allen auf der Welt ist so geliebt worden wie Lesbia von ihm. Keine Treue in einem Liebesbund ist so sehr gehalten worden wie die in seiner Liebe zu Lesbia. Bitterkeit schwingt in diesen Worten mit. Von seiner Seite ist – so der Dichter – nichts Schuldhaftes geschehen. Das *ex mea parte* muss als Vorwurf an die Frau verstanden werden. Sie hat – von ihrer Seite her – den Bündnisvertrag gebrochen. Ein ‚Umschlag‘ des Denkens, der die Vorstellung der Gegenseitigkeit der Liebe zerstört? Durchaus. Doch Catull geht nicht auf Distanz zu Lesbia. Er fühlt sich unschuldig. Der Mann ist – so das unausgesprochene Geständnis – der Frau nach wie vor verfallen.

Catulls ganzes Sinnen und Trachten kreist weiterhin um ‚seine‘ Lesbia, die er in c. 58 drei-

mal mit Namen anspricht. Ihre Zugehörigkeit zu ihm lässt sich stärker nicht betonen. In den Fürwörtern „unsere“ (*nostra*) und „jene“ (*illa*), die auf die Frau angewendet sind, tut sich freilich eine Kluft auf, die zumindest ein Stück weit auf Distanzierung schließen lässt. Catull richtet seine Aussage an Coelius, an einen Dialogpartner, in dem er gewissermaßen einen Resonanzraum seines Schmerzes zu finden glaubt. Er soll erfahren, was ihn über die Maßen schmerzt: Das übelste Unrecht, das ihm von der geliebten Frau angetan worden ist. Sie hat es mit den Enkeln des Remus, also den jungen Römern getrieben, oralen Sex, der sie zu einer Straßenhure in den dunklen Gassen und Wegkreuzungen erniedrigte. Die Liebe, wie er sie empfindet, ist bei ihr zum bloßen Ausleben des Sexualtriebes geworden. Der Wandel des *amare* (Liebe) zu *glubere* (Lustbefriedigung) manifestiert den Verfall. Enttäuschung, Schmerz, Verbitterung erzeugt solch Unbegreifliches bei Catull. Die ‚Treue‘ im Liebesbund zwischen beiden ist schmäzlich verletzt worden. Das Gedicht – ein ‚Notschrei‘, der andeutet, wie sehr er in seiner Existenz getroffen ist. Die hohe Dame der Gesellschaft lässt sich herab zum Geschäft mit den Lüstlingen des Pöbels. Diese offenen Worte sind nicht ohne sarkastischen Einschlag. Verhöhnt der Dichter hier ‚seine‘ Lesbia? Ist in den harten Worten schon Hass mit im Spiel?

Wie konnte diese strahlend schöne Frau so tief gesunken sein wie jetzt. Die drastische Vorstellung solch widerwärtigen Tuns erzwingt in c. 72 geradezu Catulls Hinwendung an das Einst. Wo Lesbia doch sagte, sie kenne nur Catull, sie stelle ihn gar in ihrer Zuneigung über Jupiter. Wo er sich gewiss sein durfte, er besitze im Herzen der Geliebten den Primat. Die Sphären Einst und Nun mit ihren exzessiv gegensätzlichen Erfahrungen kontrastiert der

Dichter scharf – begrifflich und inhaltlich. Catull wendet sich direkt an die Frau: „Damals sagtest du doch immer, du kennst nur mich!“ (carm. 72,1). Das verwendete Imperfekt *dicebas* markiert den Zustand als dauerhaft; der junge Mann gab sich der Einbildung hin, dass zwischen ihr und ihm damals ein auf Vertrauen (*fides*) gründender ‚Treuebund‘ bestanden habe. Er sei, so sein Glauben, einst in ihrer Gunst ganz oben gestanden. Weshalb er in rückblickender Verklärung diese Art der Liebesbeziehung von seiner Seite aus als ein *diligere*, als ein „hochschätzen“, „verehren“ verstand, also weit mehr als ein bloß „erotisch-sinnliches Zugetan-Sein“, wie es in *amare* zum Ausdruck kommt. Catull hat die Frau der hohen Gesellschaft verehrt und geliebt. Der Vergangenheit ist in aller Schärfe das ‚Jetzt‘ gegenübergestellt. Seine jetzige Gefühlslage ist völlig anders. „Verehren“ kann er die gefallene Frau nicht mehr, „lieben“ aber schon, im Sinne der körperlichen Liebe. Dass ihn sein Blut leidenschaftlicher zu Lesbia hindrängt, er geradezu im Verlangen nach ihr „brennt“, zeigt, wie sehr er immer noch der Frau verfallen ist. Wertloser, billiger ist sie ihm durch ihre schäbige Untreue geworden, doch über die Maßen begehrenswert ist sie ihm geblieben. Da bahnt sich in Catull zweifellos eine innere Zerrissenheit, letztlich gar ein Zerstörung seiner Persönlichkeit an. Lieben kann er Lesbia noch, aber Gutes wollen nicht. Der Anflug von Kälte im Gesicht der schönen Frau, den der Dichter anfangs nicht wahrgenommen zu haben scheint, drängt ihm jetzt den Schmerz der Enttäuschung in die Seele. Der junge Mann ist außer sich, nicht mehr Herr seines Verstandes. Er leidet in seinem Verhältnis zur Frau zu tiefst am Konflikt zwischen Liebe und Verachtung. Hasst vielleicht Catull ‚seine‘ Lesbia nun?

Der Dichter beantwortet die Frage in *carm.* 85. In einer so faszinierenden Weise, dass das einschlägige Gedicht in die Höhen der Weltliteratur aufgestiegen ist. So einmalig, so präzise, so elegant und kunstvoll gestaltet, dass es schier unübersetzbar zu sein scheint. Weder in Form noch in Sprache gibt es ein auch nur annähernd taugliches Pendant. Zart und geschliffen wie ein funkelnder Kristall bekundet das Poem die existentielle Zerrissenheit des Dichters. Zerrissen zwischen Hass und Liebe. Gefühle im höchstmöglichen Extrem kämpfen in der Seele des Mannes. Mit dem Verstand ist dies für Catull nicht zu begründen. Er weiß auf das „Warum?“ keine Antwort. Er fühlt es nur und leidet fürchterlich darunter. Das Wort, das er für dieses „ich leide“ setzt (*excrucior*), ist nicht adäquat wiederzugeben. Wird er davon „gequält“? – „Hängt er dafür am Kreuz?“ – „Verblutet der deswegen in Qual?“ Lauter schwache und schiefe Übersetzungen. Ist es doch der Schmerz, der ihn in der Seele zu zerstören, ja zu zerreißen droht. „Und das Herz möchte zerreißen in mir“. Eduard Mörikes freie dichterische Wiedergabe kommt dem Sinn gewiss am nächsten. Sie ver-

mittelt den Eindruck, als würde Catull durch diesen Zwiespalt im Inneren zerrissen.

Zwischen Hass und Liebe gibt es keine gemeinsame Basis. Die Gespaltenheit in zwei Seelen ist nicht zu heilen. Ein Befund, der im Letzten tiefe Verzweiflung auslöst, zur Vernichtung führt. Es scheint, als habe sich Catull aus dieser inneren Not nicht mehr befreien können. Trotz mehrfach sich in und zwischen den Zeilen andeutender Anläufe, dem Bannkreis der ‚hohen‘ Frau zu entkommen, blieb ihm ein glückliches Ende versagt. Catull ging früh zugrunde. Ist er erst durch Lesbia zum regelrechten Dichter geworden, zum Schöpfer eben auch jenes kleinen großartigen Epigramms, das jede Leserin und jeden Leser beeindruckt? Das Lied, in dem er sich in seiner Ausweglosigkeit offenbart, eine Art von Schicksals-Arie, mit allen Mitteln römischer Dichtkunst komponiert. Zeugnis der Tragik eines genialen, vom Sturm und Drang der Jugend getriebenen Dichters, eines Vertreters der römischen Avantgarde am Ende der Republik, der einmal Weltruhm erlangen sollte.

FRIEDRICH MAIER

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL^{GmbH}
DRUCK

Spörrerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

Der Traum von der lateinischen Republik.

Ein Fundstück aus den *Alaudae* des Karl Heinrich Ulrichs (1891)

Drei besondere öffentliche Orte tragen den Namen des Karl Heinz Ulrichs, ein Platz im ostfriesischen Aurich, wo er am 28. August 1825 zur Welt kam, ein Platz im mittelitalienischen L' Aquila, wo er am 14. Juli 1895 starb,¹ und eine Straße im Norden des Berliner Stadtteil Schöneberg.² Alle diese Ehrungen galten Ulrichs als dem „Vorkämpfer der Emanzipationsbewegung der Homosexuellen“³ und für seinen auch persönlich mutigen Einsatz ist er in neuerer Zeit häufig gepriesen worden.⁴ Dass Ulrichs aber auch ein begeisterter Verfechter eines wahrhaft lebendigen Latein war, ist außerhalb der *Latinitas Viva*⁵ (und selbst da nicht überall) kaum beachtet worden.⁶ Nur auf dem Straßenschild in L' Aquila steht zu lesen: „Piazzale Karl Heinrich Ulrichs – Giornalista e Latinista“.⁸ Ulrichs war weder Politiker, noch durchlief er eine akademische oder schulische Karriere, so dass sein Name in den meisten wissenschafts- und unterrichtsgeschichtlichen Darstellungen über Latein und dessen Verwendung fehlt.⁹

Um die Kenntnis auch der nicht auf Deutsch verfassten Schriften Ulrichs¹⁰ zu fördern und sie leichter zugänglich zu machen, hat der um Ulrichs hoch verdiente freischaffende amerikanische Forscher Michael Lombardi-Nash,¹¹ der selbst den größten Teil von Ulrichs' deutschen Werken ins Englische übersetzt hat, ein kollaboratives internationales Übersetzungsprojekt initiiert, dessen Resultate bis zum 200. Geburtstag Ulrichs' vorliegen sollen. Im Mittelpunkt steht dabei die Zeitschrift *Alaudae* („Die Lerchen“),¹² die Ulrichs von 1889 an bis zu seinem Tod von L' Aquila aus publizierte.¹³ Die *Alaudae* sind nach Ulrichs' eigener Beschreibung ein „kleines latei-

nisch geschriebenes Unterhaltungsblatt“, das seine eigenen lateinischen Gedichte, aber auch Prosatexte enthalten sollte. Einen besonders wichtigen Rang nehmen die Berichte darüber ein, wie die lateinische Sprache in Ulrichs' Gegenwart tatsächlich verwendet wurde, „z. B. in gehaltenen Reden bei internationalen Kongressen, in Telegrammen, Toasten, Speisezetteln und Weinkarten bei Banketten“ (das Thema der mann-männlichen Liebe spielt weder in den *Alaudae* noch überhaupt in Ulrichs' italienischen Jahren noch eine publizistische Rolle).¹⁴

Als Motto tragen die *Alaudae* seit ihrem fünften Faszikel auf ihrer Titelseite: *Linguae Latinae mira quaedam vis inest ad jungendas nationes*. So ist es nicht verwunderlich, dass Ulrichs dem preußisch-kleindeutschen Gedanken gegenüber, wie er durch Bismarcks Politik seit 1866 und 1870/71 sich durchgesetzt hatte, zutiefst abgeneigt war und in der Kontinuität von Ulrichs' früheren großdeutschen Sympathien stand. Bismarck ist für ihn der *eversor Germaniae* (Ulrichs 2004, 163), er prägt den Neologismus *verba Prussianophoba* (Ulrichs 2004, S. 166, ausdrücklich übersetzt als *eine preussenfeindliche Ausserung* [sic]) und spricht von der *aviditas Prussiana* (Ulrichs 2004, S. 164), die die Freiheit der deutschen Staaten zerstört habe. Umgekehrt preist er die 1891 errungene Unabhängigkeit des Großherzogtums Luxemburg unter Adolph von Nassau, der 1866 zum Zorne Ulrichs' sein eigenes Herzogtum an Preussen verloren hatte (Ulrichs 2004, S. 162-164; S. 166-167). Diese Kontinuität also bleibt über den Wechsel nach Italien bestehen.

Schnell ergaben sich intensive Kontakte nach fast ganz Europa (selbst an den Höfen von Herrschern werden die *Alaudae* gelesen), aber auch nach Nordamerika, Nordafrika, Asien und Neuseeland. Eine Lektüre der *Alaudae* offenbart ein faszinierendes lateinisches Netzwerk vom Ende des 19. Jahrhunderts, das nicht nur durch Abonnements und briefliche Kontakte, sondern auch durch die Zusendung von lateinischen Büchern und Exemplaren lateinischer Zeitschriften getragen wurde. Es wäre der Mühe wert, die *Alaudae* selbst, aber noch mehr dieses wahrhaft lebendige Latein¹⁵ des späten 19. (und auch frühen 20.) Jahrhunderts in seinem kulturellen und politischen Kontext monographisch zu würdigen, ohne dass damit den existierenden Vorarbeiten v. a. von Colapietra 1995 sowie Stroh (in Ulrichs 2004) ihre Bedeutung abgesprochen werden soll.¹⁶

Eine solche umfassende Betrachtung kann ich hier nicht leisten. Vielmehr möchte ich eine einzige, aber sehr bemerkenswerte Passage hervorheben, die sich im Heft 20 der *Alaudae* (erschienen am 20. August 1891) findet. Ulrichs berichtet dort (S. 167-168) über die in London publizierte Zeitschrift *Phoenix*.¹⁷ Der *Phoenix* ist ebenfalls Teil des genannten lateinischen Netzwerks und berichtet umgekehrt seinerseits rühmend¹⁸ über die *Alaudae*, indem daraus zitiert wird, Ulrichs selbst zu Wort kommt und sogar die Abonnementsbedingungen¹⁹ angeführt werden.

Der *Phoenix* bzw. dessen Herausgeber G. Henderson nun war an ein Buch des spanischen Priesters Michael (bzw. Miguel) Olmo²⁰ aus dem Jahr 1816 gelangt, in dem der Verfasser – auf Latein – einen flammenden Appell an die beim Wiener Kongress versammelten Fürsten richtet, bei der Neuordnung Europas auch eine *civitas Latina* zu etablieren.²¹ Allerdings gibt der *Pho-*

enix keine genauere Beschreibung des Inhalts und schweigt sich auch darüber aus, wie diese *civitas* nach Olmos Vorstellungen verfasst, ausgestaltet und verortet sein soll.²² Vielmehr geht es in dem abgedruckten Exzerpt (entsprechend der generellen Ausrichtung des *Phoenix*) um die Frage nach dem Maßstab für die richtige Latinität: Es sei völlig falsch, korrektes Latein nur an Cicero und jegliche Anpassung der Sprache an die tatsächlichen Bedürfnisse der Neuzeit abzulehnen: *ridiculi magis fuere qui, uno Cicerone Latinam linguam terminantes, nullas quam quibus usus est, voces usurpare fas esse putaverunt* (*Phoenix* 1890-92, S. 18). Denn schon die Römer selbst seien keineswegs so puristisch gewesen und hätten Neubildungen und Fremdwörter zugelassen, so wie es eben die Sache erforderte.²³

Diese Konzept von Latein als einer lebendigen, sich auch noch in der Neuzeit dynamisch entwickelnden Sprache trifft sich durchaus mit den Überzeugungen Ulrichs,²⁴ dennoch ist er unzufrieden, hätte er doch gerne mehr und konkreter über die Staatsgründung erfahren. Und dafür gibt es eine biographische Ursache:

Simile quiddam memini memetipsum quondam exordiri somniis, puerum vel adolescentem gymnasium adhuc frequentantem. Condere volui Romae novam stirpem Romanam sermonis Latini, virilem, fortem, eximiam.

(„Etwas Ähnliches, so erinnere ich mich, habe ich als Knabe oder Jüngling, als ich noch das Gymnasium besuchte,²⁵ in meinen Träumen²⁶ begonnen. Gründen wollte ich in Rom einen neu sprossenden römischen Stamm von lateinischer Sprache, einen männlichen, tapferen und vortrefflichen.“)

Ulrichs verbindet in seiner Vision Topographie (Rom), Sprache (Latein)²⁷ und die kriegerischen Tugenden der künftigen Bewohner, wobei *virilis* sowohl auf die Eigenschaften der *viri vere Romani futuri* als auch – wie sich gleich zeigen

wird – auf das Geschlecht dieser künftigen Römer verweist. Die Phantasie eines wiedergeborenen Rom ist nicht so sehr die einer kulturellen Wiedergeburt nach Art der Renaissance, sondern des erneuten Heraufkommens eines machtvollen staatlichen Gebildes, einer Art von Sparta in lateinischem Gewand.²⁸

Ulrichs fährt in seiner Erinnerung fort:

Ex unaquaque inter-nationes-Europae nostrae certum-eligi jussii adolescentum numerum, strenuos, audaces, validissimum quemque. Hos lectissimos juvenes praeceptoribus tradidi, ut doceantur L^{am} L^{am},²⁹

(„Aus jedem Einzelnen unter den Völkern unseres Europa befahl ich dann, eine bestimmte Zahl von jungen Männern auszuwählen, tüchtige, kühne, vor allem die stärksten. Diese sorgfältigst ausgewählten Jünglinge übergab ich Lehrern, damit sie die lateinische Sprache gelehrt würden.“)

Ulrichs römische Nation ist eine gewissermaßen internationale Nation von jungen Männern, die schon durch ihre im wörtlichen Sinne männlichen Tugenden einer Elite angehören, aber durch die Ausbildung im Lateinischen noch weiter emporsteigen. Latein ist also nicht Voraussetzung dafür, als künftiger Römer ausgewählt zu werden, vielmehr verdienen sich die ausgewählten Jünglinge aufgrund ihrer Vortrefflichkeit, durch die vertiefte Kenntnis der lateinischen Sprache weiter geadelt zu werden.

*Edoctos ad amusim undique misi Romam, Romae mansuros, ubi novam urbem efficerent novumque erigerent capitolium. Quos mixtim inter se degere volui. Dividi secundum nationes vetui. Uti linguis aliis vetui, ipsos sermocinantes inter se populares. Vos, jussi, **abhinc Romani estote.***

(„Die nach den Regeln der Kunst Ausgebildeten schickte ich von überall her nach Rom, um in Rom zu bleiben, wo sie eine neue Stadt schaffen und ein neues Kapitol errichten sollten. Ich wollte, dass sie vermischt untereinander ihr Leben führen. Dass sie sich nach ihren Nationen voneinander trennten, verbot

ich. Dass sie andere Sprachen verwendeten, verbot ich, selbst wenn sie sich mit ihren Landsleuten unterhielten. „Ihr“, befahl ich, „sollt von nun an Römer sein.““)

Die Utopie von einem neuen Rom, bestehend aus Männern, die nicht mehr durch ihre Herkunft und Sprache voneinander getrennt sind, setzt sich auf diese Weise fort. Dem Genre des Traumes geschuldet ist die Vermischung von realer und symbolischer Topographie, von Rom als einem konkreten Ort (*misi Romam*) und als einer Utopie (*novam urbem [...] novum capitolium*). Aber beide Erscheinungsformen beziehen sich auf das gewissermaßen klassische, also das pagane Rom, die Geschichte der *Roma Christiana* ist ausgeblendet. In diesem neuen Rom sollen die nationalen Unterschiede und Sprachen zugunsten des Lateinischen verschwinden. Dass Ulrichs mit dem Verbot, selbst im privaten Gespräch von Landsleuten untereinander die Muttersprache zu verwenden, sich in die Tradition der frühneuzeitlichen Gelehrtschulen stellt, wo dieses Verbot auch mit körperlicher Züchtigung durchgesetzt wurde, dürfte ihm kaum bewusst gewesen sein.³⁰ Umso bemerkenswerter ist es, dass sein in den Jugendjahren skizziertes pädagogisch-politisches Programm instinktiv sich mit dem trifft, was für die humanistischen Schulkonzepte unabdingbar gewesen war. Ein Römer zu sein, ist für Ulrichs nicht zuletzt die Überwindung nationalstaatlicher Beschränkungen, eine neue Form eines elitären Weltbürgertums, wie schon – ebenfalls für Ulrichs wohl nicht präsent – die Humanisten sich als eine solche transnationale, allerdings vornehmlich auf die Bildung und Wissenschaft ausgerichtete Sozietät verstanden hatten.

An diese globale Bestimmung schließt sich eine erstaunlich detaillierte Spezialvorschrift an:

Quos etiam literam c ante e et i proferre voce k jussi, ut pura existat Latinitas, omni corruptela major.

(„Ihnen befahl ich, den Buchstaben c vor e und i mit dem k-Laut auszusprechen, auf dass eine reine Latinität hervortrete, größere als jegliche Verderbnis.“)

Ulrichs berührt damit erneut (und wohl erneut unbewusst) ein Thema,³¹ das seit dem Humanismus die Gelehrten umgetrieben hat, wie schon der Dialog des Erasmus von Rotterdam *De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione* (Erasmus 1528) zeigt. Die antiken Sprachen sollten auch auf der Ebene des Klangs aus der mittelalterlichen Verwilderung gerettet werden. Sprachliche Vielfalt und regionale Diversität ist auch für Erasmus alles andere als erwünscht: *De linguarum igitur, ut video, diversitate nulla spes est* (Erasmus 1528, S. 41). In der Tat spielt auch immer die Frage nach der richtigen Aussprache des Lateinischen eine wichtige Rolle, allerdings wird Prosodie fast immer mit Blick auf die Silben und deren Länge (was für die richtige Verfertigung von Versen nötig ist) verstanden,³² so gut wie nie werden die einzelnen Buchstaben und deren lautliche Umsetzung betrachtet.³³

Ulrichs hätte für sein Projekt gute Gründe, die Aussprache zu vereinheitlichen, gab es doch seit dem Ende der Antike viele nationale Sprechtraditionen³⁴ (wie schon Erasmus 1528, S. 41 beklagt), die die Verständigung untereinander schwierig machen. Aber diese pragmatischen Erwägungen spielen für ihn keine Rolle, ihm geht es um die *pura Latinitas*, also um ein ethisch aufgeladenes Ziel. Damit setzt sich Ulrichs auch von der im 19. Jahrhundert (und bis weit ins 20. Jahrhundert) vor allem an den Schulen geübten Praxis³⁵ dezidiert ab und erhebt sich – als Schüler – über seine eigenen Lehrer und attestiert ihnen, dass sie einer defizitären Sprachverwendung verhaftet sind.³⁶ Doch auch das Latein des jungen Ulrichs ist nicht immer makellos, wie er im Rückblick mulbstkritisch feststellt:

Haec somnia tantum me mōvēre, ut jam versus aliquot inchoarem, quorum primus hic erat:

Tandem tempus erit, capitolia sancta-recondi.
(*Recondi loco rursus condere, rursus aedificare; pessime.*)

(„Diese Träume bewegten mich so sehr, dass ich schon einige Verse begann, der erster dieser war: Endlich wird es Zeit sein, dass das heilige Kapitol wiedergegründet wird.“ [recondi an Stelle von „wieder gründen“, „wieder erbauen“: ganz schlecht]).

tandem tempus erit ist ein in der neulateinischen Dichtung belegter Hexameteranfang,³⁷ allerdings ohne Gegenstück in der antiken Epik. Ebenso verhält es sich mit *capitolia sacra*,³⁸ so dass der Vers zwar metrisch korrekt, aber ohne Basis in der antiken Dichtung anhebt. Bei der passiven Form *recondi* ist Ulrichs in der Tat ein Missgriff unterlaufen, der zeigt, dass er zumindest damals Latein noch vom Deutschen her gedacht hat. Wohl heißt *condere* auch „gründen“, so dass das Präfix *re-* folgerichtig die Wiederholung bezeichnen könnte. Doch ist das nicht die Grundbedeutung von *condere*,³⁹ vielmehr eine metaphorische Verwendung, so dass *recondere* nicht „wieder gründen“, sondern „aus dem Blickfeld entfernen, verbergen o. ä.“ bedeutet.⁴⁰ Ulrichs' Germanismus ist also nicht lediglich stilistisch misslungen, sondern eine fehlerhafte Sprachverwendung. Im Abstand von gut fünf Jahrzehnten und als einer, der nunmehr tagtäglich in der lateinischen Sprache zu Hause ist und in ihr denkt, ist ihm das völlig klar – und er versucht es auch nicht zu kaschieren.

Unabhängig von diesem Missgriff ist bemerkenswert, dass sich der junge Ulrichs in seinen Phantasien sogar zum Dichter des künftigen Rom aufschwingt, zu einem neuen Ennius oder Vergil.⁴¹ Er ist also nicht nur Gründer einer symbolisch-realen Stadt, sondern auch Künder seiner Mission, die durch das Futur *erit* als Zukunftsaufgabe bezeichnet ist.

Den sprachlichen Fehler hat Ulrichs im Rückblick bemerkt und markiert, dafür kommt es zu einem sachlichen Versehen, wenn er über die Konsequenzen seines Stadtgründungsprojekts rückblickend und abschließend nachdenkt:

Quae si diutius mecum excoluissem, etiam de armis fortasse cogitavissem, Romanis meis dandis. Certe theatrum iis extruxissem, ut iteraretur raptus Sabinarum.

(„Wenn ich dies länger bei mir ausgearbeitet hätte, hätte ich vielleicht auch über Waffen nachgedacht, die meinen Römern zu geben gewesen wären. Sicher hätte ich für sie ein Theater errichtet, damit der Raub der Sabinerinnen wiederholt würde.“)

Nun wird klar, dass die *stirps virilis*, von der am Anfang die Rede war, nicht nur männlich-kriegerische Tugenden aufzuweisen hätte, sondern tatsächlich ein reiner Männerstamm gewesen wäre, so dass auch in dieser Hinsicht die Gründungstat des Romulus wiederholt worden wäre. Ulrichs hält sich gar nicht mit Verhandlungen auf, wie sie Romulus nach dem Bericht des Livius mit den Nachbarvölkern führte (Liv. 1,9), sondern macht seine Römer zu Kriegern, die ohne langes Zögern dafür sorgen, dass sie sich auch fortpflanzen sollen. Allerdings fand der Raub der Sabinerinnen gerade nicht in einem Theater statt (der erste feste Theaterbau in Rom war bekanntlich das Pompeiustheater von 55 v. Chr.), sondern anlässlich des Fests der *Consualia* im Circus Maximus,⁴² oder am Ort des künftigen Circus Maximus (wenn nicht Romulus, sondern nach der geläufigeren Version Tarquinius Priscus der Erbauer war: Liv. 1,35). Womöglich hat Ulrichs unbewusst eine Passage aus Ovids *Ars amatoria* im Kopf, wo der Raub der Sabinerinnen in einem Atemzug mit dem Theater genannt wird, allerdings *ex negativo* (Ov. *ars* 1,101-104):

*Primus sollicitos fecisti, Romule, ludos,
Cum iuivit viduos rapta Sabina viros.*

*Tunc neque marmoreo pendebant vela teatro,
Nec fuerant liquido pulpita rubra croco.*

(„Als erster hast du, Romulus, die aufgeregten Spiele geschaffen, als die geraubte Sabinerin die ehelosen Männer erfreute. Damals hingen weder Sonnensegel im marmornen Theater noch war die Bühne rot vom flüssigen Safran.“)

Damit beendet Ulrichs die Erinnerung an den Traum aus der Jugend und das Gedankenexperiment von dessen möglicher Fortführung, eine Erinnerung, die die Lektüre des *Phoenix* ausgelöst hatte. Sieht man von allen pubertären Schwärmereien ab, so ist hier schon *in nuce* zu finden, was Ulrichs später der lateinischen Sprache als Aufgabe und Chance zuweisen sollte: die Überwindung der nationalen Beschränkungen zugunsten einer wahrhaft internationalen Bewegung, getragen von der profunden Kenntnis des Latein. Das mag aus heutiger Sicht naiv erscheinen, aber darin steckt die lebenslange Abneigung Ulrichs gegen den Nationalstaat (vor allem in seiner kleindeutschen Ausprägung, wie ihn Bismarck schuf) und gegen den Nationalismus. Der Zeitgeist stand solchen Utopien entgegen, auch wenn 1864 tatsächlich eine Internationale gegründet wurde, die unter dem Motto „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ stand. Ulrichs Hoffnung auf eine lateinische Internationale bewahrheitete sich dagegen nicht, seine *sententia vexillaris* (vgl. Anm. 24) verdient aber, nicht in Vergessenheit zu geraten: *Linguae Latinae mira quaedam vis inest ad jungendas nationes.*⁴³

Literatur:

(Alle Hyperlinks wurden im März 2021 überprüft und waren zu diesem Zeitpunkt intakt.)

Burke, P. (1989): *Küchenlatein. Sprache und Umgangssprache in der frühen Neuzeit*, Berlin.
Cochlaeus, J. (1513): *Quadrivium grammatices*
Ioannes Coclaei Norici, compendiosa brevitate perspicuum, velox ad mansuetiores literas

- curriculum pro iuventute Nurenbergensi in primis elucubratum tum; denuo chalcographiae demandatum, Tübingen.
- Colapietra, R. (1995): Alaudae: Una „stravaganza“ erudita provinciale 1889-1892, in: *Lares* 61, S. 297-329 - <https://hubertkennedy.angelfire.com/Stravaganza.pdf>.
- Corssen, W. (1858): Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache, Leipzig.
- Ellendt, F. / Seyffert, M. (1864): Lateinische Grammatik für die unteren und mittleren Klassen der höheren Unterrichtsanstalten. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin.
- Erasmus, D. (1528): *De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione dialogus*, Köln.
- Forssman, B. (1999): k (sprachwissenschaftlich), *DNP* 6, Sp. 121-122.
- Fuhrmann, M. (2001): Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II, Köln.
- Hirschler, M. (2016): *De Carolo Henrico Ulrichs, qui magis fecit quam ut reviresceret Lingua Latina*, *Melissa* 192, S. 8-9.
- Kennedy, H. (2002): *Karl Heinrich Ulrichs. Pioneer of the Modern Gay Movement*, San Francisco, - <https://hubertkennedy.angelfire.com/Ulrichs.pdf>.
- Köllner, E. (2001): *Homosexualität als anthropologische Herausforderung: Konzeption einer homosexuellen Anthropologie*, Bad Heilbrunn.
- Kuhlmann, P. (2017): Wie soll man Latein im Unterricht aussprechen? Didaktische und sprachwissenschaftliche Überlegungen zur lateinischen Aussprache, *Forum Schule* 64,1-3, S. 45-53.
- Leonhardt, J. (2009): *Latein. Geschichte einer Welt-sprache*, München.
- Leopoldinum (1845): Zur öffentlichen Prüfung der Schüler des hiesigen Gymnasii Leopoldini, welche zum Beschluss des Schuljahres am 29. September ... so wie zu der Redeübung am 1. October ladet ehrerbietigst ein H.A. Schierenberg, Director und Professor, Detmold.
- Leopoldinum (1880): *Jahresbericht über das Gymnasium Leopoldinum und die damit verbundenen Realclassen in Detmold. Schuljahr 1879-1880*, Detmold.
- Marx, A. (1883): *Hülfsbüchlein für die Aussprache der lateinischen Vokale in positionslangen Silben*, Berlin.
- Olmo, M. (1816): *Otia Villaudricensia. Ad octo magnus Principes qui Vindobone anno 1815 pacem orbis sanxerunt de Lingua Latina colenda, et civitate Latina fundanda, liber singularis. Accedit epistola auctoris ad Barberium Vemars, cum responsione Barberii, Toulouse.*
- Paulsen, F. (1885): *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht*, Leipzig.
- Persichetti, N. (1896): *In memoriam Caroli Henrici Ulrichs ephemeridis cui titulus Alaudae auctoris, silloge*, S. Casciano 1896, http://www.wikipink.org/images/f/f7/1896_-_Nicolaus_Persichetti%2C_In_memoriam_Caroli_Henrici_Ulrichs%2C_Cappelli%2C_San_Casciano%2C_1896_-_Wikipink.pdf.
- Phoenix (1890-92): *Phoenix. Nuntius Latinus internationalis*, Fasc. 1-4 - <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k991508v/f1.item.zoom>.
- Robert, J. (2011): *Die Ciceronianismus-Debatte*, in: H. Jaumann (Hrsg.): *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*, Berlin / New York, S. 1-54.
- Schmitzer, U. (2018): *Examen in Liebe mit Note 1. Übersetzungen von Ovids Ars amatoria vom 15. bis zum 20. Jahrhundert*, *Gymnasium* 125, S. 429-468.
- Schmitzer, U. (2019): *Catull und der Jugendstil. Adaptionen Catulls um 1900 in Kulturzeitschriften*, *Paideia* 74, S. 311-330.
- Sdzuj, R.B. (2012): *Tulliopolis – Das Projekt einer Civitas latina im Spiegel des akademischen Kleinschrifttums um 1700*, in: *Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur*, Festschrift für H. Marti zum 65. Geburtstag, Wien, S. 604-620.
- Siberti, M. (1870): *Lateinische Schulgrammatik für die unteren Klassen. Zwanzigste verbesserte Auflage*, Bonn.
- Sigusch, V. (2016): *Ulrichs, Karl Heinrich*, *NDB* 26, S. 615-616.
- Slednikov, A. (2017): *De periodicis Latinis, quae ab saeculo undevicesimo exeunte ad saeculum vicesimum medians ubique terrarum prodierunt*, *Vita Latina* 53, S. 217-234.
- Stotz, P. (1999): *Aussprache: Latein*, *DNP* 13, Sp. 355-358.
- Stroh, W. (1979): *Der deutsche Vers und die Lateinschule*, *A & A* 25, S. 1-19.

Stroh, W. (2000): Karl Heinrich Ulrichs als Vorkämpfer eines lebendigen Latein, in: W. Setz (Hrsg.): Karl Heinrich Ulrichs zu Ehren. Materialien zu Leben und Werk, Berlin, S. 81-92 – auch online: <http://stroh.userweb.mwn.de/schriften/alaudae.html>.

Stroh, W. (2007): Latein ist tot, es lebe Latein. Kleine Geschichte einer großen Sprache, Berlin.

Ulrichs (2004): *Alaudae*. Eine lateinische Zeitschrift 1889-1895, herausgegeben von Karl Heinrich Ulrichs. Nachdruck mit einer Einleitung von Wilfried Stroh, Hamburg.

Zielinski, Th. (1908): Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 2. Auflage, Leipzig / Berlin.

Anmerkungen:

- 1) Zu den Lebensdaten vgl. Ulrichs eigenen Lebenslauf und die Nachrufe in: Persichetti 1896.; knapp Sigusch 2016.
- 2) Zu weiteren Ehrungen seit dem späten 20. Jahrhundert siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Heinrich_Ulrichs
- 3) So die Bezirksbürgermeisterin von Tempelhof Schöneberg Angelika Schöttler, zitiert in der Pressemitteilung des Bezirks vom 13.12.2013: <https://www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/aktuelles/pressemitteilungen/2013/pressemitteilung.271162.php>
- 4) Siehe die umfangreiche Biographie von Kennedy 2002.
- 5) Vgl. Hirschler 2016.
- 6) Entsprechend enthält der umfangreiche deutsche Wikipedia-Artikel (o Anm. 2) gerade einmal zwei Zeilen zu dieser Seite von Ulrichs Wirken.
- 7) <https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Grabulrichs2.jpg>
- 8) Vgl. auch die Texte und Bilder auf der Ulrichs-Gedenkseite <https://www.angelfire.com/fl3/celebration2000/deutsch.html>
- 9) So z. B. bei Fuhrmann 2001 und Leonhardt 2009, eine Ausnahme ist Stroh 2007, S. 294.
- 10) Diese Schriften sind auch noch nicht digitalisiert und damit auch nicht bequem zugänglich, vgl. <https://archive.org/search.php?query=%22Karl%20Heinrich%20Ulrichs%22>
- 11) <https://snaccooperative.org/view/40785514>
- 12) Ulrichs 2004.
- 13) Siehe die (lateinische) Würdigung durch Wilfried Stroh in Ulrichs 2004, V-XV, außerdem Ulrichs eigene (deutsche) Ankündigung in Ulrichs 2004, XVII-XX., woraus im Folgenden zitiert ist. Siehe auch Colapietra 1995, Kennedy 2002, S. 259-280 sowie Slednikov 2017, bes. S. 218-220.
- 14) Das passt zum Straßenschild in L' Aquila (o. Anm. 8). Vgl. darüber hinaus Kennedy 2002, dessen Behandlung der *Alaudae* sich wesentlich mit der nicht mehr expliziten Beschäftigung Ulrichs' mit dem Thema der Homosexualität befasst. Siehe außerdem Hirschler 2016, der auf Latein Ulrichs' Einsatz für die Rechte der Homosexuellen würdigt und mit seinem Engagement für die lateinische Sprache zusammenbringt.
- 15) Siehe auch Stroh 2000; außerdem den instruktiven Überblick von Burke 1989, S. 31-59, der mit der Entstehung des Esperanto als Entwurf einer Universalsprache endet, das in dieser Hinsicht Latein weitgehend ersetzt.
- 16) Es entsteht der (zugegebenermaßen vorläufige) Eindruck, dass dieses Latein und die akademische Altertumswissenschaft dieser Zeit völlig voneinander getrennt sind. Das passt *mutatis mutandis* zu den Ergebnissen, die ich bei der Untersuchung von Übersetzungen Catulls (Schmitzer 2019) und der *Ars amatoria* Ovids (Schmitzer 2018) gewonnen habe: Die Geschichte der Beschäftigung mit der lateinischen Literatur und Sprache auch in der Moderne lässt sich keineswegs nur auf die Wissenschaftsgeschichte der Klassischen Philologie beschränken, sondern muss ihren Blick in das weite Feld der Kulturgeschichte richten.
- 17) Phoenix 1890-92. Herausgeber war George J. Henderson, siehe zu ihm https://fr.wikipedia.org/wiki/George_J._Henderson
- 18) Phoenix 1890-92, 24: *vir clarissimus Carlo Artigo Ulrichs [...] praecursor [...] in causa Latinitas eqs.*; vgl. auch die Anzeige der *Alaudae*, S. 8.
- 19) Es wird sogar eine Bezugsadresse in London (Verlag David Nutt, Strand 270, London) angegeben – wieder ein Mosaikstein im Bild des lateinischen Netzwerks in dieser Zeit.
- 20) Olmo 1816. Das Buch ist sehr selten, siehe <http://www.worldcat.org/oclc/458990980> (französische Bestände) und <https://realbiblioteca.patrimonionacional.es/bib/51171> (Real Biblioteca Madrid), <https://discover.libraryhub.jisc.ac.uk/search?id=60690321&rn=1&for=bli> (British Library) – ein Digitalisat scheint nicht zu existieren.

- 21) Siehe Sdzuj 2012, bes. S. 606-607 (mit weiterer Literatur).
- 22) Olmo 1816, S. 123 (zitiert nach Sdzuj 2012, S. 607, Anm. 19): *Habebitque Latina civitas, in honorem Romanae eloquentiae nomen Roma Tullia, veterisque regimen, ac jura imitabitur, his adjectis, quae, juxta praesentis temporis locique consuetudines, ab aliis liberis Europae civitatibus assumi possint.*
- 23) Zu Cicero und zum Ciceronianismus siehe immer noch Zielinski 1908, bes. S. 221-235, außerdem Robert 2011. Olmo ist ein später Zeuge dieser eigentlich frühneuzeitlichen Debatte. – Siehe auch Stroh 2007, S. 106-112 („Totes Latein – nach Cicero“).
- 24) Ulrichs 2004, S. XX: „Das Latein des Blattes ist jenes, welches in den Schulen gelehrt wird. Wo es nicht ausreicht, sind neue Wörter gebildet, z. B. *capsa epistolis recipiendis*, Briefkasten; *statio viae ferratae*, Bahnhof; *inflammaculum*, Streichholz; *sententia vexillaris*, Motto, Parteiphrase; *tabacum tortile*, Cigarre, *standi punctum*, Standpunkt; u. s. w.“
- 25) Für Ulrichs kommt es hier nicht auf eine genaue biographische Zeitangabe an, am ehesten ist an seinen Besuch des Gymnasiums in Detmold (1839-1842, dem heutigen Gymnasium Leopoldinum) zu denken, der in die Phase des Übergangs von den Knaben- zu den Jünglingsjahren fällt.
- 26) Vgl. Köllner 2001, S. 63 über die homoerotischen Träume Ulrichs, deren Beginn ebenfalls in die Detmolder Phase fällt. Dazu auch Kennedy 2002, S. 15-16.
- 27) Dass Latein die Sprache Roms und des Imperium Romanum ist, ist in teleologischer Perspektive von Jupiter und Juno am Ende von Vergils Aeneis verhandelt (Verg. Aen. 12,819-841) und dadurch gewissermaßen kanonisiert.
- 28) Das verbindet den Traum von Rom mit dem erotischen Traum vom Soldaten aus derselben Zeit, vgl. Anm. 26).
- 29) Ulrichs kürzt *lingua Latina* (in allen flektierten Formen) immer derartig ab.
- 30) Siehe Paulsen 1885, S. 239.
- 31) Siehe den knappen, instruktiven Überblick von Stotz 1999.
- 32) So schon Cochlaeus 1513, S. LXVI-LXXXIII. Siehe als besonders signifikantes Beispiel für den schulischen Umgang mit schwieriger Messung der Silben Marx 1888, wo eine lange Liste von Wörtern mit durch Position gelängten Silben zusammengestellt ist und Aussprache ganz selbstverständlich als die richtige Anwendung von Längen und Kürzen verstanden wird.
- 33) Eine Ausnahme ist Erasmus, der sich auch mit der richtigen Aussprache lateinischer und griechischer Laute befasst (Erasmus 1528, S. 60-62: anhand des r). – Die Graphie des k-Lauts scheint für Erasmus kein Problem zu sein (vgl. S. 64-66).
- 34) Äußerungen über die Aussprache des Lateinischen in Ulrichs' unmittelbarer Umgebung, in Italien, habe ich allerdings nicht gefunden, aber auch nicht systematisch gesucht.
- 35) Die Frage nach der richtigen Aussprache des Lateinischen kann auch heutzutage noch die Emotionen hochkochen lassen, wie die 2017 im *Forum Classicum* geführte Kontroverse zwischen Axel Schönberger und Jürgen Blänsdorf beweist; zusammenfassend und vermittelnd dazu Kuhlmann 2017. – Siehe auch das Propylaeum-Themenportal „Historisierende Aussprache des Lateinischen und Altgriechischen“ mit weiteren Materialien: <https://www.propylaeum.de/e-learning/historisierende-aussprache-des-lateinischen-und-altgriechischen>
- 36) Welche konkreten Lehrwerke zu Ulrichs' Schulzeit verwendet wurden, konnte ich nicht mit Sicherheit herausfinden. Das Schulprogramm des Gymnasium Leopoldinum in Detmold des 1879 /80 nennt S. 29-30 als in der Sexta und Quinta verwendete Grammatik die von Ellendt/Seyffert, wo es 1864, S. 2 heißt: „C lautete ursprünglich, wie es scheint, immer wie k, jetzt spricht man es wie k nur vor a, o, u; vor e, i, y, ae, oe, eu aber wie z.“ – Zum zeitgenössischen Stand der Forschung siehe Corssen 1858, S. 17-30c, der umgekehrt fragt, wie es vom lateinischen k-Laut zu den volkssprachlichen Veränderungen gekommen ist. – Leopoldinum 1845, S. 38 verweist für die Quinta (eine Sexta scheint es zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben zu haben) auf die Schulgrammatik von Siberti 1870, wo S. 2 ebenfalls zu lesen steht: „... daß c (=k) und t in gewissen Fällen beide wie z ausgesprochen werden: 1) c wie z vor e, i, y, ae, oe; z.B. cedo, cibus, Cyprus, Caesar, coetus ...“ (*coetus* ist ein Irrtum, da das *oe* zweisilbig zu werten ist, da das Substantiv vom Verb *coire* abgeleitet ist). – Siehe auch Forssman 1999.

- 37) So in der elegischen Bibeldichtung des Johannes Seckerwitz (1520-1583): http://mateo.uni-mannheim.de/camena/secker1/Seckerwitz_sirach.html
- 38) So im *Bellum Parthicum* (Vers 432) des Tommaso Chaula von der Mitte des 14. Jahrhunderts: <http://www.perseus.mdu/hopper/text?doc=Perseus%3Atext%3A2011.01.0039> - lt. ThLL Onom. C. s.v. Capitolium (c. 159-165) findet sich die Junktur *sacra Capitolia* nur bei Sil. 12, 741 (*tum vero passim sacra in Capitolia pergunt*).
- 39) Vgl. ThLL IV,1 s.v. condere (c. 148), wo Paulus Festus zitiert ist: *proprie est in unum et interiore locum dare ad custodiam faciliorem; quod verbum nunc significat conscribere, nunc facere, nunc componere et instruere*.
- 40) Siehe die Belege und Erläuterungen in ThLL XI,2, s. v. recondo, c. 400-404.
- 41) Sowohl 1845 als auch 1879/80 wurde am Detmolder Gymnasium Leopoldinum Ovid in der Tertia, Vergil in der Secunda gelesen (Leopoldinum 1845, S. 34; Leopoldinum 1889, S. 36).
- 42) Vgl. Plut. Romul. 14: [...] διεδόθη λόγος ὑπ' αὐτοῦ πρῶτον, ὡς θεοῦ τινοῦ ἀνευρήκοι βωμὸν ὑπὸ γῆς κεκρυμμένον. ὠνόμαζον δὲ τὸν θεὸν

Κῶνσον, εἴτε βουλαῖον ὄντα κωνσίλιον γὰρ ἔτι νῦν τὸ συμβούλιον καλοῦσι καὶ τοὺς ὑπάτους κώνσουλας οἶον προβούλους, εἴτε ἵππιον Ποσειδῶ. καὶ γὰρ ὁ βωμὸς ἐν τῷ μείζονι τῶν ἵπποδρόμων ἐστίν, ἀφανὴς τὸν ἄλλον χρόνον, ἐν δὲ τοῖς ἵππικοῖς ἀγῶσιν ἀνακαλυπτόμενος. („Er ließ zuerst das Gerücht verbreiten, er habe unter der Erde verborgen den Altar eines Gottes gefunden. Sie nannten den Gott ‚Consus‘, sei es als Ratgeber oder als den Rossgott Neptun. Denn der Altar steht in der großen Rennbahn und ist für gewöhnlich nicht sichtbar, sondern wird nur bei den Wagenrennen aufgedeckt“; ÜS K. Ziegler)

- 43) Damit ist nicht gesagt, dass nicht immer wieder Latein als *lingua franca* welt- oder europaweit ins Spiel gebracht wird, so im März 2021 als Reaktion auf den Brexit mit der Frage, ob Englisch nicht dadurch seinen Rang als Verkehrssprache in der Europäischen Union einbüßen solle. Der Artikel im Le Figaro löste eine lebhafte Diskussion aus: <https://www.lefigaro.fr/vox/culture/et-si-la-langue-officielle-de-l-union-europeenne-devenait-le-latin-20210208>

ULRICH SCHMITZER

Persephone wandert.

Zum Literaturnobelpreis für Louise Glück

*Ich bin mir nicht sicher, ob ich / das Wort
beibehalten werde: ist die Erde / ‚Heim‘ für
Persephone? Ist sie daheim, ist das denkbar /
im Bett des Gottes? Ist sie / nirgends daheim?
Ist sie eine / geborene Wandernde ...?*

[Averno I, Persephone, die Wandernde]

Im Herbst 2020 richtete sich, für viele überraschend, der Blick der Öffentlichkeit auf eine bis dato in Deutschland eher unbekanntere amerikanische Lyrikerin: Louise Glück wurde für ihr Lebenswerk mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet. Schon in früheren Werken¹ kreisten ihre Gedichte um antike Mythen, um Achill (1985), später um die Odyssee, der sie mit

einer modernen Familienkrise in den Stimmen Penelopes, Circes und Telemachs nachspürt (1996).

Hier soll ihr Gedichtband *Averno* im Zentrum stehen, und damit Demeter und ihre jugendliche Tochter Persephone, die von Hades als Braut in die Unterwelt entführt wird. Ein Mythos, der für die alten Griechen zentral war, um die Jahreszeiten und den Wechsel fruchtbarer Vegetationsphasen mit den kahlen Wintermonaten zu symbolisieren. Der Lyrikband liegt in zweisprachiger Ausgabe bei Luchterhand vor, übersetzt von der deutschen Lyrikerin Ulrike Draeßner.² Was fasziniert Louise Glück

am Persephone-Mythos, was gewinnt sie ihm Neues ab?

Als Fluchtpunkt für die 18, in zwei Sequenzen³ eingeteilten Gedichte dient ihr der kleine Kratersee nahe Neapel, der den Römern als Eingang zur Unterwelt galt. Auch bei ihr ist er der Übertritt zum Sterben. Louise Glück schreibt aus weiblicher Perspektive: biographische Bruchstücke einer zeitgenössischen lyrischen Stimme werden eingebettet in Naturschilderungen und Jahreszeiten. Sie verweben sich mit Gedicht(passag)en, die den Mythos vor allem aus der Sicht der zunächst mädchenhaften, dann auch der gereiften Persephone sehen lernen.

Das Gedicht *Persephone, die Wandernde* erscheint in zwei – gleich langen – Versionen in diesem Lyrikband, eine Art Rahmen für den Beginn der ersten und das Ende der zweiten Gedichtsequenz, den zyklischen Verlauf von Leben, Durchlaufen der Unterwelt und Wiedergeburt abbildend.

Die lyrische Stimme befindet sich zu Beginn in einer Zwischenwelt, im Zwielicht von Tag und Nacht: Herbststimmung. Düster die Bemerkung, der Tod könne sie nicht mehr verletzen, als es ihr geliebtes Leben getan habe. [Averno I, Oktober 3]

Dies bereitet den Boden für die erste Version von *Persephone, die Wandernde*:

In der ersten Version wird Persephone / ihrer Mutter weggenommen, / und die Göttin der Erde / bestraft die Erde – das stimmt / damit überein, wie wir menschliches Verhalten kennen,

Es bereitet menschlichen Wesen tiefe Befriedigung, / Schaden zuzufügen, insbesondere / unbewussten Schaden:

wir können dies / negative Schöpfung nennen.

Demeter erscheint also nicht primär als Leidende, sondern als Person, die ihr Leid, wenn

auch unbewusst, so doch unangemessen stark an der Umwelt ausagiert und dieser Schaden zufügt.

Persephones erster / Aufenthalt in der Hölle wird noch immer / von Gelehrten durchwühlt, die / die Gefühle der Jungfrau erörtern:

hat sie an ihrer Vergewaltigung mitgewirkt / oder wurde sie betäubt, missbraucht gegen ihren Willen, / wie es modernen Mädchen jetzt so häufig geschieht.

Persephone ist Gegenstand wissenschaftlicher Forschung auch heutzutage, konstatiert Louise Glück. Zugleich aber scheint dieser intellektualisierende Zugriff auf den Mythos durch Wissenschaftler für sie als Lyrikerin wenig zielführend zu sein. Die englische Formulierung „continues to be pawed over“ lässt Persephone wie ein Bauernopfer in den Pranken der Gelehrten erscheinen. Stellen sie die falschen Fragen? Die schlichte Drastik der Wortwahl „hat sie an ihrer Vergewaltigung mitgewirkt / oder wurde sie betäubt, missbraucht“ ist zwar geeignet, der brutalen Aktualität des Mythos Bedeutung zu verleihen. Doch klingt die mit einem lautmale- rischen Oxymoron gestellte Frage „Did she cooperate in her rape“ zunächst wie eine groteske Schuldzuweisung; die Alternative: „betäubt und missbraucht“, macht sie zum reinen Opfer. Was liegt dazwischen? Gibt es eine Möglichkeit, Persephones Weg und Schicksal aus ihrem Wesen heraus zu begreifen?

Im weiteren Verlauf des Gedichtes wird der Ehevollzug in der Unterwelt von Louise Glück doppeldeutig mit einer Anspielung auf die Figur der Hester Prynne aus dem Roman *The Scarlet Letter* von Nathaniel Hawthorne dargestellt:⁵ „Persephone / kehrt heim / befleckt mit rotem Saft wie eine Figur bei Hawthorne“. Ein Stigma, das ihr anhaftet. Zugleich bedeutet „hawthorne“ auch Weiß- oder Rotdorn, dessen Früchte einen

roten Saft besitzen – gleich dem im antiken Mythos von Persephone in der Unterwelt gekosteten Granatapfel.

Louise Glück, selbst von einer schwierigen Mutter-Tochter-Beziehung geprägt, sieht den Mythenplot vor allem mit den Augen der Tochter, die sich an der Mutter abarbeitet.⁶

*Ich bin mir nicht sicher [...] / [...] / [...] / [...] /
[...] Ist sie eine / geborene Wandernde, anders
gesagt / eine unbedingte / Kopie ihrer Mutter,
weniger / gelähmt von Kausalitätsideen?*

Ihre Persephone ist stets unterwegs, nirgends ganz bei sich und zu Hause. Mit einer Apostrophe an Persephone erlaubt sie ihr, niemanden zu mögen, und begründet dies in einer überraschenden Wendung folgendermaßen:

*[...] Die Figuren/ sind keine Menschen./ Sie
sind Aspekte eines Zwiespalts oder Streits.//
Drei Parteien: geteilt wie die Seele,/ Ich, Über-
ich, Es.*

Demeter und Hades verkörpern also keine Götter oder (räumlichen) Lebensbereiche, sondern sind Chiffren eines persönlichen Zwiespalts. Persephones innere Zerrissenheit wird mit dem Modell der Psyche von Sigmund Freud aktualisiert:⁷ Elterlich-mütterlich vermittelte moralische Vorstellungen des Über-Ich geraten in Widerspruch zum Lustprinzip: Unbewusste Instinkte, sinnliche Wahrnehmung sowie unterdrückte Gedanken bündeln sich in Freuds ‚Es‘. Erotisch konnotierte Todessehnsucht.

In einem starken Bild charakterisiert Glück Persephones gerade erst erwachendes Frausein: Wenn es schneit auf der Erde, hat Persephone Sex in der Hölle – doch sie weiß nicht, was Winter ist, nur dass sie es ist, die den Winter verursacht. Rationale Konzepte scheinen eliminiert:

*Sie liegt in Hades' Bett. / Was geht ihr durch den
Kopf? / [...] Ist die Vorstellung, / einen eigenen
Kopf zu haben, / ausradiert? // Sie weiß durch-
aus, dass die Erde / von Müttern betrieben wird,*

*so viel / steht fest. Sie weiß auch, / dass sie nicht
länger ist, was man ein Mädchen nennt. Was
Einkerkerung angeht, glaubt sie, // dass sie, als
Tochter, von Anfang an eine Gefangene war.*

Die lyrische Stimme versteht Persephones Leben als heillose Aneinanderreihung von Wiedervereinigungen: von der Mutter in die Hölle und retour – kein richtiges Leben, kein richtiges Sterben, ein Treiben „zwischen Erde und Ende“. Die Seele bewege sich immer in einem Zwischenland, in nächtlicher Migration, nie ganz im Leben, nur dass die Erde, unser irdisches Leben, verlange, eben diese Einsicht zu leugnen.⁸ Dabei zeige die Geschichte von Persephone genau, wie sie gelesen werden solle:

*Als ein Streit zwischen der Mutter und dem
Liebhaber – / Die Tochter ist einfach Fleisch.*

*Als der Tod ihr entgegentritt, hat sie die Wiese
niemals ohne die Gänseblümchen gesehen.*

Lyrische Stimme und Persephones Stimme vereinen sich in den letzten Worten des Gedichts:

*Meine Seele / zersprungen von dem anstren-
genden / Versuch, zur Erde zu gehören –*

*Was wirst du tun, wenn die Reihe an dir ist, im
Feld, mit dem Gott?*

So das Ende der ersten Persephone-Version.

Es folgen Erinnerungen der lyrischen Stimme an die Kindheit, Gespräche mit der Schwester darüber, dass die Erwachsenen einem zu Unrecht weismachen würden, Liebe schliege ein wie ein Blitz – aus kindlicher Perspektive schien es ihnen eher die Auswirkung eines elektrischen Stuhles zu sein. [Averno I, Prisma 4]

Der Rezipient sieht eine Mutter, die ihren Töchtern Ehe-Ratschläge gibt: „Die Anweisung lautete, sich zu verlieben“ – doch dabei auch, „bestimmte Wörter in das Gedicht einzubauen, / Wörter, entnommen einem speziellen Text / zu einem ganz und gar anderen Thema. / [...] / In einer narzisstischen Projektion / wurde der Geliebte mit dem Selbst in eins gesetzt.“ [Averno

I, Prisma 12] Damit spinnt Glück die Freudsche Anleihe weiter: Man kann seinen Prägungen, d. h. auch dem Über-Ich, nicht entrinnen, läuft auf der Suche nach Liebe Gefahr, das Ich ganz zu verlieren. Für eine lyrische Stimme bedeutet dies vor allem die Gefahr, die eigene Sprache zu verlieren, ähnlich der antiken Echo-Figur: „Ein paar Jahre Sprachgewandtheit, und dann / die lange Stille [...] / bevor die Berge deine eigene Stimme / zurückwerfen.“ [Averno I, Echos 3] Diese Deutung, die eigene Stimme zu verlieren, erfährt eine Abwandlung mit dem letzten Gedicht dieser ersten Sequenz: Aus einem kindlichen Mann-und-Frau-Spiel mit ihrer Schwester heraus kann das lyrische Ich die Armbrust der Mutter aufnehmen; diese verwandelt sich in ihren Händen in einen Bogen, dann in eine Harfe, Wunden erzeugend und versiegelnd – gleich Orpheus. [Averno I, Prisma 9-22]

Spätestens am Ende dieser ersten Gedichtsequenz hat man als Leser(in) begriffen: Die Grundstimmung der Lyrik von Louise Glück ist ausgesprochen melancholisch, selten glücklich, immer anspielungsreich. Mit einem sezierendem Blick auf das Leben, durchsetzt von Metaphern eines (amerikanischen) Alltags. Sie schreibt in einfachen, klaren Worten mit bildgewaltiger Wirkung.

In der zweiten Gedichtsequenz scheint die lyrische Stimme gereift, aufgetaucht aus dem Dunkel der Nacht, in einer neuen Lebensphase, ihr Denken ist wieder sichtbar. [Averno II, Der Abendstern]

Erneut, wie auch in anderen Gedichtbänden von Louise Glück, wird das Thema mehrfach durchgespielt. Die Chronologie der Narration wird gebrochen, setzt – sowohl innerhalb eines Gedichtes als auch über einen Zyklus hin – an unterschiedlichen Stellen neu an, wie Gedanken, die kreisen und neue Assoziationspunkte finden.

Es war eine Zeit / des Wartens, des aufgeschobenen Handelns. / [...] // Es war eine Zeit, / beherrscht von Widersprüchen wie in / ich fühlte nichts und / ich fürchtete mich. [Averno II, Landschaft 2]

Die Sonne scheint, im Wasser, sehr nah. / Mein Onkel, wie er wieder spioniert, denkt sie – / alles in der Natur ist irgendwie mit ihr verwandt. / Nie bin ich allein, denkt sie/ und verwandelt den Gedanken in ein Gebet. / Da erscheint der Tod, wie die Antwort auf ein Gebet. [Averno II, Ein Unschuldsmythos]

Als ein Mädchen „vom Teich verschwunden“, kehrt Persephone als Frau zurück und sucht nach dem, das sie war. Die Formulierung „ich wurde entführt“ klingt ihr falsch in den Ohren, so schreibt Louise Glück, eher ein „*ich bot mich an, ich wollte meinem Körper entfliehen*. Manchmal sogar, *ich erzwang es*. Aber Unwissen / kann nicht Wissen erzwingen. Unwissen / erzwingt etwas Vorgestelltes, das es für wirklich hält.“ Mit dem ‚Vorgestellten‘ drängen sich die unbewusst übernommenen mütterlichen Normen, Freuds Über-Ich, ins Handeln des Ich, sei es Persephones oder das der lyrischen Stimme.

Während Demeter als Göttin der Fruchtbarkeit – unbewusst, aus Trauer – destruktive Züge entfaltet, will (auch) Louise Glücks Hades seine Persephone ganz allmählich, voller Liebe, an die Unterwelt gewöhnen, baut ihr eine Kopie der Oberwelt. Bis er begreift, dass der Satz „Ich liebe dich, dir kann nichts geschehen“ eine Lüge wäre; und so sagt er ehrlich: „du bist tot, dir kann nichts geschehen“. [Averno II, Ein Hingabemythos]

Mit subtilen Bedeutungsverschiebungen greift Louise Glück das Puschkin-Gedicht *primeti* (1829) für ihren Lyrikband auf:⁹ Die liebende Seele auf dem Hinweg mit glühendem Mond zur Rechten, auf dem Rückweg, voller Trauer, den Mond zur Linken – so schreibt sie

dem russischen Original ihre Persephone-Wanderung ein. Ihre kongeniale Übertragung beansprucht die dichterische Verwandtschaft im Geiste zu Puschkin mit den Worten:

„Solch endlosen Eindrücken / geben wir Dichter zur Gänze uns hin, / verwandeln in Stille zu Zeichen bloßes Geschehen, / bis die Welt spiegelt, was der Seele Tiefe bedarf.“¹⁰

[Averno II, Vorzeichen]

Am Schluss des Lyrikbandes steht die zweite Version von *Persephone, die Wandernde*; sie setzt ein mit den Worten: „In der zweiten Version ist Persephone / tot.“ Persephones stets sehr kurze Leben, ihr Verweilen im Hier und im Dort, kennt nur zwei Erwachsene: den Tod, Hades, und ihre Mutter. Daraus entwickelt Louise Glück den Gedanken, dass Persephone damit eine Bezugsperson mehr habe als Demeter – denn die hat nur sie, obwohl sie doch als Göttin tausende Kinder hätte haben können; aber offenbar wünschte auch die Erde „nicht mehr als Quelle des Lebens weiterzumachen“. Insofern habe sie, Demeter, ihr Problem selbst geschaffen. Im Rückgriff auf ihre Formulierung zu Beginn der ersten Version („negative Schöpfung“) sieht Louise Glück darin eine „tiefe Gewalttätigkeit der Erde“; sie fragt sich, warum diese These von der Wissenschaft eigentlich nicht erörtert werde, und gibt zugleich die Antwort – wohl weil sie den Plot nur erzeuge, nicht innerhalb des Plots stehe.

Demeters stillschweigender Vorwurf an ihr einziges Kind lautet: „Was tust du außerhalb meines Körpers?“ Es wirkt weniger als ein Leiden aus Liebe denn als ein Leiden aus Verlust, ihrer Tochter das eigene Leben nicht zugestehend. Doch Persephone will nicht mehr hoch auf die Erde:

Der Frühling wird wiederkehren, ein Traum / gegründet auf eine Lüge: / dass die Toten wiederkehren. // Persephone / war an den Tod

gewöhnt. / Nun, wieder und wieder, / zerrt ihre Mutter sie heraus – / [...] // Entweder war sie nicht tot oder/ sie wird benutzt / um eine Fiktion aufrechtzuerhalten –

Ich glaube, ich kann mich daran erinnern, / tot zu sein. Häufig, im Winter, / ging ich zu Zeus. Sag mir, fragte ich ihn jedes Mal, / wie kann ich die Erde ertragen?

Persephones Leben im Zwischenland dient also dazu, die Selbstsicht ihrer Mutter aufrechtzuerhalten, ein Gedanke, auf den gleich noch einmal zurückzukommen sein wird. Zeus – hier erstmals erwähnt, ein zu spät in ihr Leben getretener Vater, quasi ein *deus ex machina* – tröstet Persephone am Ende der zweiten Version und damit des Lyrikbandes mit der Aussicht, dass Vergessen ihr den Übergang, die Wiedergeburt auf der Erde, erleichtern werde.

Diese schale Amnesie-Tröstung wird ausponderiert mit dem vorletzten Gedicht. Sein Titel – *Drossel* – nimmt die dichterische Ästhetik der lyrischen Stimme, gleich einem Singvogel, auf und lässt die im ersten Gedichtzyklus verhandelte Sorge über den möglichen Verlust der eigenen Stimme verblassen:

Eine wie ich entkommt nicht. Ich glaube, man schläft eine Weile, / dann steigt man in den Schrecken des nächsten Lebens hinab, [...] // Nach vielen Leben ändert sich vielleicht etwas. / Ich glaube, am Ende wird man in der Lage sein / zu erkennen, was man will – / Dann muss man nicht mehr / sterben und wiederkehren.

[Averno II, Drossel]

Damit ist zumindest für die lyrische Stimme eine andere Zukunftsoption ausgewiesen, sie kommt nicht wie am Ende der ersten Gedichtversion mit Persephones Stimme in eins.

Persephones Wandern ist verkörpertes, raumgewordenes Suchen, die Suche nach ihrem wirklichen Ich. Demeters dunkle Seite, ihr als Über-Ich mit auf den Weg gegeben, lebt sie als Tochter mit ihrer Todessehnsucht und den

Übertritten in die Unterwelt aus. Dies wiederum bringt Demeter zum rastlosen Suchen... Mit den Erkenntnissen in der zweiten Persephone-Version am Schluss des Bandes kann sich die lyrische Stimme behaupten, Persephone hingegen verbleibt im mythischen Plot. Louise Glück macht sich einen in der Antike überaus vitalen Mythos zu eigen.¹¹

Ein kurzer Blick soll die religiöse Einbindung des Mythos und seine Deutungsakzente bei antiken Autoren verdeutlichen und demgegenüber die Innovationskraft von *Averno* hervorheben: Die Übergänge Persephones zwischen Ober- und Unterwelt waren alljährlich mit den kleinen und großen Mysterien von Eleusis gefeiert worden – und zwar über einen Zeitraum von über 1000 Jahren hin. Auch Römer ließen sich in diesen Mysterienkult einweihen. Als christliche Kaiser ab der Mitte des 4. Jh. n. Chr. versuchten, die heidnischen Kultfeiern zu verbieten, rief dies heftigen Widerstand der römischen Senatsaristokratie hervor. Im Jahre 392 n. Chr. kam das endgültige Verbot durch Kaiser Theodosius I. Kurz darauf wurde das Mysterienheiligtum in Eleusis von den christianisierten Goten unter Alarich verwüstet.

Die früheste literarische Gestaltung des Raubes der Persephone liegt uns im sogenannten homerischen Demeter-Hymnus vor. Dieser wird Homer zugeschrieben, dürfte aber erst deutlich nach der vermuteten Lebenszeit Homers entstanden sein: ca. 600 v. Chr. In ca. 500 Versen wird Persephones Raub als Aition zum Wechsel der Jahreszeiten, der Einführung der Landwirtschaft und als Initiationsritus zur Einführung Jugendlicher in die Gemeinschaft der Erwachsenen beschrieben. Der Hymnus verknüpft den Mythos mit dem Heiligtum von Demeter und Persephone in Eleusis und soll dieser Kultstätte zu herausragender Bedeutung verhelfen.

Ovid hingegen lokalisiert den Raub Proserpinas in seinen *Metamorphosen* (5, 346-661) auf Sizilien, denn für Römer versinnbildlichten die vulkanischen Aktivitäten Kampaniens das Aufeinandertreffen von Ober- und Unterwelt. Sizilien war seit dem Ersten Punischen Krieg ein wichtiger Getreidelieferant für Rom geworden. Die alten, von griechischen Einwanderern auf Sizilien gegründeten Heiligtümer für Demeter und Persephone wurden weiter hoch verehrt (man denke an die Verrinen!). Sizilien galt geradezu als Insel der Ceres. Ovids Darstellungsschwerpunkt liegt gemäß seinem Werkkonzept auf Liebe, Leidenschaft und der Macht der Götter. Als neuen Akzent setzt er die instrumentalisierende Rolle von Venus: Proserpina wird noch sehr kindlich dargestellt. Völlig arglos gerät sie in die Ehe mit Pluto. Da sie beim Spazieren in den Unterweltsgärten von einem Granatapfel gekostet hat, darf sie trotz Ceres' Bitten nicht für immer zurück in die Oberwelt. Jupiter trifft eine ausgleichende Entscheidung zwischen dem Anrecht seines Bruders Pluto auf eine Ehefrau und der Sorge seiner Schwester Ceres um ihre (und seine) Tochter, ganz paritätisch sechs plus sechs Monate. Ceres scheint zufrieden und gewährt den Menschen den Ackerbau. Proserpinas Stimme bleibt ungehört, die ovidische Bezeichnung dieses Ehebundes als ‚Liebe‘ ein Euphemismus.

Ein anderer Dichter am Ende der Spätantike hat uns die ausführlichste, wenn auch unvollendete lateinische Fassung des Mythos hinterlassen: Claudian. Er schreibt mitten in den kulturellen Umbrüchen des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, der zunehmenden Rivalität zwischen den beiden Reichshälften und dem Druck der Völkerwanderungen. Bei ihm wird Proserpina zum Spielball des männlichen Interessenausgleichs zwischen Jupiter und Pluto:

Seine Mythosauslegung soll für eine diplomatische Lösung zwischen den Machthabern im Ost- und Weströmischen Reich werben. In der agrarischen Deutungskomponente kommt die Problematik der Getreideversorgung Roms am Ende des 4. Jahrhunderts zum Ausdruck. Claudian lässt uns den Konflikt auch mit den Augen des kinderlosen Pluto sehen. Proserpina steht an der Schwelle zur Heiratsfähigkeit, in ihr mischen sich Ängstlichkeit und sexuelles Verlangen; auch sie bekommt nun eine Stimme, wendet sich anklagend an ihren Vater Jupiter. Ihre Verschleppung aus der mütterlichen Welt in die Unterwelt erlebt sie als Tod. Ceres wiederum wird von Claudian – stärker als in der bisherigen Mythen tradition – so geschildert, als ob sie die Heiratsfähigkeit ihrer Tochter nicht wahrhaben wolle, selbst Mars und Phoebus weist sie als Schwiegersöhne zurück. Versucht sie, die noch halbwüchsige Tochter vor zu frühzeitiger Heirat zu bewahren? Beide, Ceres wie Proserpina, müssen symbolisch den Übergang in eine neue Lebensphase bewältigen. Der dabei zwischen Vater Jupiter und Onkel Pluto ausgehandelte Kompromiss, ein politisches Bündnis, bildet die paternalen Strukturen der antiken Gesellschaft ab, denn als *pater familias* hatte Jupiter tatsächlich das Bestimmungsrecht über die Eheschließung seiner Tochter. Ein Reflex dieser sozialen Wirklichkeit ist dem antiken Mythenkern per se eingeschrieben.

Claudians Ceres hatte ihren Stolz und ihr Selbstbewusstsein vor allem über die Existenz ihrer Tochter bezogen, sich über diese definiert. Zwangsläufig ist Proserpinas Raub daher für Ceres mit einem Identitätsverlust verbunden – dies ist der Gedanke, den wir bei Louise Glück wiederfinden. Glück baut diesen Aspekt des Mythos aus zu einer destruktiven Kraft Demeters, zur „negativen Schöpfung“.

Der Kern des antiken Mythos lautete, dass Mädchen zu Frauen (und Töchter zu Ehefrauen) werden, die für den Fortbestand der Gesellschaft unentbehrlich sind: *rites de passages*. Dieser Übergang in eine neue Lebensphase stellte eine bildlich-narrative Verarbeitung von Grunderfahrungen des Menschen dar, die Bedeutung hatten für die ganze Gesellschaft, für deren Funktionieren. Im prototypischen Mythos lebte eine anthropomorphe Götterwelt im Kern menschliche Konflikte aus – die antiken Rezipienten konnten dies als Kultteilnehmer, Hörer oder Leser des Mythos als unbewusstes Identifikations- oder bewusstes Reflexionsangebot wahrnehmen und auf ihre individuelle biographische Ebene herunterbrechen. Insofern stiftete der Mythos Sinn für die Gemeinschaft – individuelle Schicksale hatten sich unterzuordnen.

Louise Glück geht den umgekehrten Weg. Aus einer radikal biographischen Perspektive heraus sucht sie die Brüche im Mythos, deckt die Schmerzlinien einer in der Antike weitgehend stumm gebliebenen Persephone auf. Befremdend und zugleich ästhetisch faszinierend, in einer einfachen, doch rhythmischen Sprache kreisen ihre Gedichte um Persephones Lebendigkeit und Sterben. (Auto)biographische Versatzstücke werden aufgenommen, aber gebrochen und auf eine generalisierende Ebene gehoben. Individuelles wird im antiken Mythos neu verhandelt, insbesondere die zunehmend distanzierte Sicht Persephones auf ihre Mutter. In den Gedichtzyklen wechseln sich selbst-analyisierende Assoziationen und Erkenntnisse von der Couch ab mit dem (dichterischen) Expertenblick auf die Couch. Wandern wird so zu einem therapeutischen Prozess.

Literatur:

- Glück, L. (1985, 1996): *The Triumph of Achilles, Meadowlands*.
 Glück, L. (1994): *Proofs & Theories: Essays on Poetry*, New York.
 Glück, L. (2006): *Averno*, New York.
 Glück, L. (2020³): *Averno*. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Draesner, München.
 Gosmann, U. (2011): *Poetic Memory: The Forgotten Self in Plath, Howe, Hinsey, and Glück*, New Jersey.
 Morris, D. (2006): *Poetry of Louise Glück: A Thematic Introduction*, Columbia.
 Olivier, M. (2013): (D')Après Pouchkine: le jeu de la traduction dans «Omens» de Louise Glück, in: *Transatlantica: Revue d'Études Américaines*, Vol 2.

Anmerkungen:

- 1) Glück, Louise (1985, 1996): *The Triumph of Achilles, Meadowlands: Ecco Press*. Zum letzteren (1996) siehe Morris, Daniel (2006): *Poetry of Louise Glück: A Thematic Introduction*, Columbia: University of Missouri Press, 231-254.
- 2) Originalausgabe: Glück, Louise (2006): *Averno*, Farrar, Straus & Giroux. Bilinguale Ausgabe: Glück, Louise (2020³): *Averno*. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Draesner. Luchterhand Literaturverlag (darin: „Persephone, die Wandernde“ erste Version, engl./dt., S. 36-45, zweite Version, engl./ dt., S. 162-171).
- 3) Reihenfolge der Gedichte: *Averno Intro: Die nächtlichen Streifzüge; Averno I: Oktober / Persephone, die Wandernde / Prisma / Kratersee / Echos / Fuge; Averno II: Der Abendstern / Landschaft / Ein Unschuldsmythos / Archaisches Fragment / Blaue Rotunde / Ein Hingabemythos / Averno / Vorzeichen / Teleskop / Drossel / Persephone, die Wandernde*.
- 4) Die erste Gedichtversion ist online verfügbar: *Englisches Original: Persephone The Wanderer* <https://poets.org/poem/persephone-wanderer>; *deutsche Audio-Fassung: Persephone, die Wandernde* <http://www.draesner.de/averno/>
- 5) Nachdem Hester eine Tochter geboren hat, die nicht von ihrem verschollen geglaubten Ehemann stammt, also illegitim ist, muss sie in der puritanischen Gemeinschaft Neuenglands, der sie angehört, zur Strafe für den Rest ihres Lebens ein scharlachrotes „A“ (für „adultery“) tragen.

Sie ist dadurch quasi äußerlich ‚befleckt‘ („stained“). Das Motiv wurde in der amerikanischen Literatur und Filmgeschichte oft rezipiert.

- 6) Auslöser für die Anorexie in ihrer Jugend sei der Versuch gewesen, sich von ihrer Mutter zu lösen (die wohl lebenslang mit Verlust eines früheren ungeborenen Kindes haderte): Glück, Louise (1994): *Proofs & Theories: Essays on Poetry*, Ecco Press, S. 5-11. Im Lyrikband ‚Averno‘ spiegelt die Autorin mehrfach das Nichtverständnis der Eltern für die (ihre?) kindliche Seele, siehe *Averno I, Prisma 4-8. 11, Fuge 3, speziell Prisma 8: Heirat bedeute für die Frau nur den Teil von sich mitzunehmen, der den Mund hält; vgl. Averno I, Echos 2-3 und Fuge 11. 14. 17. 22: Harfe und Orpheus*.
- 7) Zur psychoanalytischen Dimension des Lyrikbandes siehe die lohnende Interpretation von Gosmann, Uta (2011): *Poetic Memory: The Forgotten Self in Plath, Howe, Hinsey, and Glück*, New Jersey: Fairleigh Dickinson University Press, chapter 4: *Psychoanalyzing Persephone*. Hier auch mehr zu einem weiteren sich durch den Lyrikband ziehenden Motiv: Ein Mädchen geht durch ein Weizenfeld und setzt es in Brand. Die agrarische Akzentuierung des Mythos scheint auf: Demeter bringt als Erde den Weizen (Persephone) hervor, der geerntet wird (Hades). Das Feuer wirkt als vernichtende und zugleich mit der fruchtbaren Asche neues Leben spendende Kraft.
- 8) Siehe *Averno, I Kratersee*: „Es gab einen Krieg zwischen Gut und Böse, / wir beschlossen, den Körper gut zu nennen. // Das machte den Tod böse. / Es nahm die Seele endgültig gegen den Tod ein.“
- 9) Eine Analyse nach G. Genettes Intertextualitätskriterien bietet Olivier, Marie (2013): (D') *Après Pouchkine: le jeu de la traduction dans «Omens» de Louise Glück*, in: *Transatlantica: Revue d'Études Américaines*, Vol 2.
- 10) Im Original: „To such endless impressions / we poets give ourselves absolutely / making, in silence, omen of mere event, until the world reflects the deepest needs of soul.“
- 11) Dabei recherchiert sie nach eigener Aussage nicht die antiken Mythenversionen, sondern schöpft aus ihren Erinnerungen der Kindheit, in der ihre Eltern ihr antike Mythen vorlasen: speziell: *D'Aulaires Book of Greek Myths*, so Gosmann (siehe Anm. 7), chapter 4, note 4.

12) Das Thema wurde zum Schnupperstudium 2021 an der MLU Halle-Wittenberg aufbereitet. Arbeitsmaterial zur sinnorientierten Erfassung des Proserpina-Mythos bei Ovid im Rahmen einer Metamorphosen-Lektüre ist verfügbar

unter https://blogs.urz.uni-halle.de/latein/files/2021/03/Schnupperstudium-2021_Persephone-wandert_Anne-Friedrich.pdf.

ANNE FRIEDRICH

Digitales Datenmanagement für die Klassische Philologie

Unser Bewusstsein für die Verwaltung von Daten hat sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Mittlerweile gibt es zahlreiche Schulungen¹ und spezialisiertes Personal für die Beratung, Konzeption und Umsetzung in Fragen des Datenmanagements. Konkrete Bestandteile dieses Managements sind dabei die Erstellung, Verarbeitung, Analyse, Speicherung und Weitergabe von Daten (Surkis & Read, 2015). Nun bleibt noch zu klären, was eigentlich Daten sind und welche wir für unseren altphilologischen Alltag benötigen: Texte, Bilder, Datenbanken, Werkzeuge, Methoden – überall sind Informationen enthalten, also Daten. Das ist nicht immer offensichtlich. Tabelle 1 gibt einen kurzen Überblick über Beispiele

für offene und proprietäre Daten, die wir in unserem Alltag nutzen: Die einen sind in Gänze kostenlos abruf- und weiter verarbeitbar. Die anderen hingegen sind durch kostenpflichtige Zugangsmodelle nur eingeschränkt zugänglich. Bei allen dort gelisteten Einträgen ist annähernd ersichtlich, um was für Daten es sich handelt: Dateiinhalte, Rohtexte, Bibliografien, enzyklopädisches Wissen, Kommentare, Wörterbucheinträge usw.

Etwas unscheinbarer, aber ebenso relevant für das Datenmanagement sind die Methoden, mit denen wir arbeiten. Insbesondere ältere Teile der Forschungsliteratur legen zwar ihre Ergebnisse, aber oft nicht ihren Weg dorthin offen (Lee, 2008):

Datentyp	offen	proprietär
Dateiformat	.xml, .html, .pdf	.doc, .xls, .ppt
Originaltexte	Perseus Digital Library ² PHI Latin Texts ³ Latin Library ⁴	Thesaurus Linguae Graecae ⁵ Bibliotheca Teubneriana Latina ⁶ Library of Latin Texts ⁷
Datenbank	Gnomon Bibliographische Datenbank ⁸ Propylaeum Fachinformationsdienst Altertumswissenschaften ⁹ Trismegistos ¹⁰	Brill's New Pauly ¹¹ Année Philologique ¹² Cambridge Companions Online ¹³
Wörterbuch	Georges ¹⁴ Liddell-Scott-Jones ¹⁵ Gemoll ¹⁶	Navigium ¹⁷ PONS ¹⁸ The Brill Dictionary of Ancient Greek Online ¹⁹

Tabelle 1: Beispiele für offene und proprietäre Daten

- Welche Methoden wurden angewendet und auf welchen Textdaten?
- Wie funktionieren die Methoden im Detail und mit welchen Vor- oder Nachteilen?
- Wie können andere Interessierte die Methoden und Daten für eigene Zwecke nachnutzen?

Diese zunehmende Betonung der Methodenreflexion wird mitunter in Zusammenhang mit der Digitalisierung gesetzt (Blake, 2013). Wir können darauf reagieren, indem wir unsere Lehr- und Forschungspraxis hinterfragen und wichtige Charakteristika unseres Vorgehens für andere offenlegen. Dadurch wird ein Diskurs über die situationsgebundene Passung von Methoden möglich, denn nicht jedes Vorgehen ist für jeden Datensatz gleichermaßen geeignet (Delaney et al., 2021).

Im Folgenden wird ein Überblick über allgemeine Gütekriterien des Datenmanagements gegeben, angelehnt an die FAIR Principles²⁰ aus dem Forschungsbereich: Findability, Accessibility, Interoperability, Reusability. Im Sinne einer handlichen, praktischen Übertragung werden diese Begriffe überführt in das Finden, Aufrufen, Integrieren und Recyceln von Daten, mit direkten Beispielen aus der Klassischen Philologie.

Finden: Daten von anderen

Nehmen wir einmal an, jemand möchte zur Platonrezeption forschen. Dann ist die digitale Verfügbarkeit sprachlicher Daten immer noch ein Problem: Oft liegen Texteditionen, Lexika oder Forschungsliteratur nur analog vor, etwa die Teubnerausgabe von Olympiodors Kommentar zu Platons Timaios (Norvin, 1913). Dadurch wird der Zugang für Forschende erschwert, weil neben der Lizenzierung auch die physische Beschaffung bewältigt werden muss. Letztere jedoch ist insbesondere in Zeiten pandemischer

Krisen nicht trivial, wenn viele Bibliotheken geschlossen oder nur eingeschränkt zugänglich sind. Insofern hat das Interesse an digitalen altertumswissenschaftlichen Daten in den letzten Jahren verständlicherweise zugenommen. Besonders interessant ist das dynamische interpretative Potenzial unserer Daten: In der Geschichte der Klassischen Philologie gab es mehrere Turns, also gesellschaftlich bedingte Veränderungen unseres Interesses und Blicks auf die Antike, etwa auf die Akropolis in Athen (Lambropoulos, 2010). Diese Veränderungen machen es erforderlich, dass wir unseren Datenbestand immer wieder neu be- und hinterfragen. So können beispielsweise neue Zusammenhänge zwischen der Grammatik und dem Genre der Platontexte identifiziert (Wiese, 2015) oder Gruppen von Bildern mit demselben Motiv (Bell et al., 2018) gefunden werden. Durch Letzteres können wir einen digitalen und visuellen Zugang zur Platonrezeption finden (Schubert et al., 2019), was im Rahmen früherer Turns womöglich weniger interessant schien.

Ähnlich fruchtbare Kombinationen ergeben sich auch beim Transfer zwischen den Disziplinen: Je näher sie sich stehen, umso größer ist das synergetische Potenzial. Davon profitiert etwa die Künstliche Intelligenz: Algorithmen für die automatische grammatische Analyse von klassischen lateinischen Texten liefern bessere Ergebnisse, wenn bei ihrer Entwicklung altgriechische (Karamolegkou & Stymne, 2021) oder mittel- und neulateinische Sprachdaten miteinbezogen wurden (Bamman & Burns, 2020). Grund dafür sind die sprachlichen Gemeinsamkeiten zwischen den Daten: ähnliche Grammatik, ähnliche Syntax, ähnliche Themen. Daraus lernen die Algorithmen, prototypische Muster antiker Sprache zu erkennen und zu analysieren.

Finden: eigene Daten

In einigen Fällen hilft allerdings auch der Transfer nicht, weil keine vergleichbaren Ressourcen vorhanden sind oder die Gesamtqualität der Ergebnisse für einen bestimmten Anwendungsfall noch nicht ausreicht: Über viele frühe italienische Völker können wir zeitgenössische Quellen, wenn überhaupt, nur in Form von einigen wenigen Inschriften finden (Bakkum, 2009). In anderen Fällen, wie bei der mittel- oder neulateinischen Literatur, gibt es zwar unzählige überlieferte Texte (Korenjak, 2016), allerdings ist aufgrund von Kanonisierungsprozessen (Beyer, 2018) die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie bisher noch kaum für die Lehre oder Forschung genutzt wurden. Wir müssen also selbst Hand anlegen und die Texte mit zusätzlichen Informationen anreichern, z. B. durch die Markierung besonders häufiger Wörter, von Zitaten aus anderen Werken oder von rhetorischen Stilmitteln. Damit unsere Informationen übersichtlich bleiben, können wir sie an verschiedenen Orten ablegen, z. B. in mehreren Dateien: Eine Datei enthält den reinen Text, eine enthält die Markierungen für Themen, eine die Hinweise auf Zitate, usw. Dadurch können wir beliebig viele Zusatzinformationen hinzufügen, aber gleichzeitig vermeiden, dass alles in einer einzigen, riesigen Datei zusammenfließt und unübersichtlich wird (Celano, 2019). Zu diesen Informationen können beispielsweise auch mehrere Varianten des Ursprungstexts gehören, was angesichts unterschiedlicher Lese- und Schreibgewohnheiten überaus relevant wird (Danneberg, 2008).

Weitere Probleme mit fehlenden Daten ergeben sich bei komplexen Konzepten wie einem textkritischen Apparat (Damon, 2016): Wegen seiner vielfältigen Verflechtungen mit verschiedenen Handschriften und der komplizierten,

unregelmäßigen Überlappung mit dem etablierten Haupttext kann der Apparat digital nicht so leicht abgebildet werden. Glücklicherweise gibt es hier mittlerweile Fortschritte, etwa bei einer Galen-Edition,²¹ die textkritische Alternativen visuell und interaktiv direkt mit dem Haupttext vernetzt.

Auch dann, wenn sinnvolle Datensätze schon vorliegen oder wir selbst Informationen zu einem Rohtext hinzugefügt haben, kann die Beschaffenheit der Daten bei einer anschließenden Analyse Probleme bereiten: Der sogenannte Textlängeneffekt (Koizumi, 2012) beschreibt, dass längere Texte oft andere Vokabeln verwenden als kürzere. Das kann es für uns schwer machen, einen einheitlichen Stil in den Philodemos-Papyri zu identifizieren, weil von ihm zahlreiche Papyri mit stark unterschiedlicher Länge vorliegen (Ochab & Essler, 2019). Insofern gehören zu einem gelungenen Datenmanagement auch Angaben zu Metadaten (Labropoulou et al., 2020): Textlänge, Entstehungszeitraum oder Genre beschreiben dabei zunächst einmal einzelne Texte. Bei Sammlungen aus mehreren Datenpunkten (mehrere Wörter eines Textes oder mehrere Texte eines Korpus) kann es entsprechend sinnvoll sein, Auffälligkeiten in der Verteilung von Zusatzinformationen explizit zu kennzeichnen: An welcher Stelle im Satz steht meistens das Prädikat? Welches Geschlecht haben die meisten Figuren in einem Drama? Ersteres wird dann beispielsweise in Studien zum Sprachwandel genutzt, um die Entwicklung der Alten Sprachen von einer eher freien zu einer etwas festeren Wortstellung zu untersuchen (Luraghi & Ponti, 2018).

Zu guter Letzt reicht es oft nicht aus, einen Datensatz inkl. Metadaten online zur Verfügung zu stellen. Menschen müssen auch einen Weg zu diesen Daten finden, also auf sie aufmerksam

werden. Dabei können kuratierte Listen von relevanten Materialien helfen,²² aber auch spezialisierte Suchmaschinen²³ und Datenbanken.²⁴

Aufrufen

Für das systematische Abrufen und Nutzen von Datensätzen sind einheitliche Zugriffsmechanismen hilfreich. Einer dieser Mechanismen ist das Protokoll "Canonical Text Services".²⁵ Es unterstützt das Referenzieren und Extrahieren von Textpassagen aus einem bestimmten antiken Werk, indem es jedem Autor, jedem Werk und jedem Textteil einen einzigartigen Identifikator (z. B. eine Zahl) zuweist. Anhand dieser Identifikatoren kann dann eine Anfrage an eine Datenbank gestellt werden: Als Antwort erhalten wir den Wortlaut der gewünschten Textpassage. Der Vorteil solcher Identifikatoren liegt darin, dass sie sich nie ändern: Alle Personen auf der Welt, die auf einen bestimmten Teil aus Platons Apologie verweisen möchten, nutzen dafür dieselbe Abfolge von Symbolen. Dieses System ist also eine literaturwissenschaftliche Verallgemeinerung dessen, was es beispielsweise mit der Bekker-Zählung für Aristoteles (Barnes, 1995) schon im analogen Bereich gab.

Integrieren

Neue Datensätze sind hilfreich, vor allem wenn sie die Beantwortung neuer Forschungsfragen und die bessere Bewältigung schon existierender Lehraufgaben ermöglichen. Allerdings ergibt sich, wie oben erwähnt, erst aus der Kombination mehrerer Datensätze das volle Potenzial. Darum ist es notwendig, dass bei der Konzeption neuer Ressourcen auch mögliche Interaktionen mit verwandten Initiativen berücksichtigt werden. So gibt es beispielsweise mehrere syntaktisch analysierte Korpora der Alten Sprachen: die Ancient Greek and

Latin Dependency Treebank,²⁶ die Pragmatic Resources of Old Indo-European Languages²⁷ und die Index Thomisticus Treebank.²⁸ Sie alle haben die Dependenzgrammatik (Passarotti, 2014) als gemeinsame grammatische Grundlage, lagen aber ursprünglich in verschiedenen Datenformaten vor. Die Vereinheitlichung dieser Korpora in das gemeinsame Datenformat der Universal Dependencies²⁹ wird zusätzlich erschwert durch die starke räumliche und zeitliche Streuung der Sprachdaten, was zu hoher Variation im Sprachgebrauch führt (Cecchini et al., 2018).

Wenn also die Unterschiede zu groß sind und Datensätze deswegen nicht in eine gemeinsame Form überführt werden können oder sollen, steigt der Aufwand für ihre kombinierte Nutzung: Wir als Lehrende oder Forschende müssen uns dann mit jedem Datensatz einzeln auseinandersetzen, seine Struktur verstehen und seinen möglichen Nutzen für unsere Ziele evaluieren. Kurz gesagt: Die Verantwortung und der Arbeitsaufwand werden dann von jenen, die einen Datensatz erstellen, auf jene übertragen, die ihn gerne nutzen möchten. Dadurch wird ein effizientes Datenmanagement erschwert. Umgekehrt hat aber auch eine unbegrenzte Standardisierung Nachteile: Wenn alle Datensätze genau demselben Schema folgen, können sie die Vielfalt der sprachlichen Phänomene nicht mehr realistisch abbilden. So ist es zwar ein guter Anfang, Ciceros Beeinflussung durch die griechische Philosophie anhand direkter griechischer Zitate zu analysieren. Dabei werden jedoch zahlreiche Stellen übersehen, an denen er die Ausführungen übersetzt oder in ganz eigenen Worten wiedergibt (Schütrumpf, 1990). Wir müssen also darauf achten, ob ein Datensatz für unsere Fragestellung auch wirklich geeignet ist.

Recyceln

Nehmen wir an, dass wir einen relevanten Datensatz gefunden haben, ihn abrufen und womöglich sogar mit weiteren Ressourcen kombinieren können: Welche weiteren Herausforderungen kommen auf uns zu? Manche Datensätze sind unvollständig, weil sie momentan noch weiter bearbeitet werden, weil kein Personal mehr zur Verfügung steht (Hettrick, 2016) oder weil sie rein automatisch erstellt wurden (Franzini et al., 2019). Insbesondere der letzte Punkt wirft noch weitere Fragen auf, etwa hinsichtlich der Verlässlichkeit der Daten (Kryściński et al., 2019). In solchen Fällen ist die Nützlichkeit des Datensatzes eingeschränkt und das volle Potenzial kann nicht ausgeschöpft werden.

Ist die Qualität hingegen gesichert und unser Interesse an den Daten geweckt, so müssen wir prüfen, ob wir sie auch tatsächlich nutzen dürfen. Nun geht es um rechtliche Belange: Daten sind Informationen. Informationen sind wertvoll, weil wir dann bessere Entscheidungen treffen können. Dieser Wert kann als Handelsware betrachtet werden. Darum ist der Zugriff auf viele Datensätze rechtlich und wirtschaftlich reglementiert: Wir müssen Geld bezahlen, uns an einem bestimmten Ort aufhalten oder zu einer bestimmten Institution gehören, damit uns Zugang gewährt wird. Dadurch werden unvermeidlich bestimmte Personengruppen begünstigt, andere hingegen ausgeschlossen. Sie können dann nicht alle Ressourcen für ihre Lehre oder Forschung ausschöpfen, etwa die aktuellste kritische Textausgabe der *Panegyrici Latini* (Mynors, 1964). Darum setzen sich große Dachverbände mittlerweile dafür ein, dass für Datensätze freie Lizenzen³⁰ vergeben werden (Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2014): Mehr Leute sollen Zugriff erhalten, was

zu einer Demokratisierung und Globalisierung der Informationsverarbeitung führen kann. Dieses Prinzip gilt nicht nur für die Forschung, sondern gewinnt auch im Bereich der Softwareentwicklung zunehmend an Bedeutung (Lamprecht et al., 2020).

Im Idealfall ist der Datensatz vollständig genug für eine bestimmte Fragestellung und mit einer offenen Lizenz versehen. Dann kann er nicht nur für die Erforschung mehrerer alter Sprachen genutzt werden (Haug & Johndal, 2008), sondern auch zum Erstellen von Übungsmaterial für die Lehre (Beyer & Schulz, 2020).

Zusammenfassung

Unsere Datenlandschaft ist im Wandel. Was früher analog war, wird zunehmend digital. Was früher verteilt, verborgen oder verschlossen war, wird jetzt zunehmend zugänglicher. Um diesen Veränderungen kompetent zu begegnen, müssen wir unser eigenes Handeln hinterfragen: Welche Vor- und Nachteile haben die Daten, die wir nutzen? Und wie gehen wir mit den von uns selbst erstellten Materialien um? Dieser Text plädiert für eine offene Informationskultur, also für möglichst breiten Zugang zu möglichst vielen Daten für möglichst viele Menschen – ohne dabei individuelle Rechte und Freiheiten zu verletzen. Darum müssen wir uns fragen, wo Daten gespeichert, wie ihre Eigenheiten beschrieben, wie die Daten gefunden, wie sie untereinander kombiniert und für welche Zwecke sie nachgenutzt werden dürfen. Dabei spielen Aspekte der Nachhaltigkeit (z. B. langfristige Speicherung), Kollaboration (zu gemeinsamen Themen) und Transparenz (Dokumentation des eigenen Vorgehens) eine große Rolle. Wenn wir mehrfachen Aufwand für dieselben Ziele vermeiden und neue Perspektiven auf unser kulturelles Erbe eröffnen wollen,

müssen wir unsere Daten stärker vernetzen und Wege zum produktiven Austausch finden.

Literatur

- Bakkum, G. C. L. M. (2009): *The Latin dialect of the Ager Faliscus. 150 years of scholarship*, Bd. 1, Amsterdam. https://pure.uva.nl/ws/files/758601/60640_thesis1.pdf.
- Bamman, D. / Burns, P. J. (2020): *Latin BERT. A Contextual Language Model for Classical Philology*, arXiv preprint arXiv:2009.10053, S. 1-14.
- Barnes, J. (1995): *The Cambridge Companion to Aristotle*, Cambridge.
- Bell, P. / Ommer, B. (2018): *Computer Vision und Kunstgeschichte – Dialog zweier Bildwissenschaften*, in Kuroczyński, P. et al. (Hrsg.): *Computing Art Reader: Einführung in die digitale Kunstgeschichte*.
- Beyer, A. (2018): *Das Lateinlehrbuch aus Fachdidaktischer Perspektive. Theorie – Analyse – Konzeption*, Heidelberg.
- Beyer, A., / Schulz, K. (2020): *CALLIDUS – Korpusbasierte, digitale Wortschatzarbeit im Lateinunterricht*, in F. Maier / S. Chronopoulos (Hrsg.), *Der Digital Turn in den Altertumswissenschaften*, Propylaeum-eBooks, S. 149-167. <https://doi.org/10.11588/propylaeum.563>.
- Blake, R. J. (2013): *Brave New Digital Classroom. Technology and Foreign Language Learning*, Second Edition, Washington, D. C. <https://books.google.de/books?hl=en&lr=&id=9wo-QNDu0XboC>.
- Cecchini, F. M. / Passarotti, M. / Marongiu, P. / Zeman, D. (2018): *Challenges in Converting the Index Thomisticus Treebank into Universal Dependencies*, in: *Proceedings of the Second Workshop on Universal Dependencies (UDW 2018) at EMNLP 2018*, Brüssel, S. 27-36. <https://www.aclweb.org/anthology/W18-6004>.
- Celano, G. G. (2019): *An Automatic Morphological Annotation and Lemmatization for the IDP Papyri*, in: *Proceedings of the Third International Conference on Digital Access to Textual Cultural Heritage*, S. 149-153. <https://dl.acm.org/doi/pdf/10.1145/3322905.3322919>.
- Damon, C. (2016): *Beyond variants. Some digital desiderata for the critical apparatus of ancient Greek and Latin texts*, in: M. J. Driscoll / E. Pierazzo (Hrsg.), *Digital Scholarly Editing. Theories and Practices*, Cambridge, S. 201-218.
- Danneberg, L. (2008): *Das Gesicht des Textes und die beseelte Gestalt des Menschen. Zu Formen der Textgestaltung und Visualisierung in wissenschaftlichen Texten sowie zu Problemen ihrer Deutung*. <http://fheh.org/wp-content/uploads/2016/07/Darstellung-V01.pdf>.
- Delaney, E. / Greene, D. / Keane, M. T. (2021): *Instance-based counterfactual explanations for time series classification*. 32-47. <https://arxiv.org/abs/2009.13211v2> [18.12.2021].
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (2014): *Appell zur Nutzung offener Lizenzen in der Wissenschaft, Information für die Wissenschaft*, Nr. 68, https://www.dfg.de/foerderung/info_wissenschaft/2014/info_wissenschaft_14_68/.
- Franzini, G. / Peverelli, A. / Ruffolo, P. / Passarotti, M. / Sanna, H. / Signoroni, E. / Ventura, V. / Zampedri, F. (2019): *Nunc Est Aestimandum. Towards an Evaluation of the Latin WordNet, CLiC-it*, https://www.researchgate.net/profile/Greta-Franzini-2/publication/336799230_Nunc_Est_Aestimandum_Towards_an_Evaluation_of_the_Latin_WordNet/links/5db2be42299bf111d4c83184/Nunc-Est-Aestimandum-Towards-an-Evaluation-of-the-Latin-WordNet.pdf.
- Haug, D. T. / Johndal, M. (2008): *Creating a parallel treebank of the old Indo-European Bible translations*, in: *Proceedings of the Second Workshop on Language Technology for Cultural Heritage Data (LaTeCH 2008)*, S. 27-34. http://www.lrec-conf.org/proceedings/lrec2008/workshops/W22_Proceedings.pdf#page=31.
- Hettrick, S. (2016): *Research software sustainability. Report on a Knowledge Exchange workshop*. The Software Sustainability Institute. <https://digitalcommons.unl.edu/scholcom/6/> [18.12.2021].
- Karamolegkou, A. / Stymne, S. (2021): *Investigation of Transfer Languages for Parsing Latin. Italic Branch vs. Hellenic Branch*, NoDaLiDa 2021, S. 315.
- Koizumi, R. (2012): *Relationships between text length and lexical diversity measures. Can we use short texts of less than 100 tokens*, *Vocabulary Learning and Instruction*, 1.1, S. 60-69.
- Korenjak, M. (2016): *Geschichte der neulateinischen Literatur. Vom Humanismus bis zur Gegenwart*, München. <https://books.google.de/books?id=eSDwCwAAQBAJ>.

- Kryściński, W. / Keskar, N. S. / McCann, B. / Xiong, C. / Socher, R. (2019): Neural text summarization. A critical evaluation, arXiv preprint arXiv:1908.08960, <https://arxiv.org/pdf/1908.08960.pdf>.
- Labropoulou, P. / Gkirtzou, K. / Gavriilidou, M. / Deligiannis, M. / Galanis, D. / Piperidis, S. / Rehm, G. / Berger, M. / Mapelli, V. / Rigault, M. / Arranz, V. / Choukri, K. / Backfried, G. / Gómez-Pérez, J. M. / Garcia-Silva, A. (2020): Making Metadata Fit for Next Generation Language Technology Platforms. The Metadata Schema of the European Language Grid, in: Proceedings of the 12th Language Resources and Evaluation Conference, S. 3428-3437. <https://aclanthology.org/2020.lrec-1.420>.
- Lambropoulos, V. (2010): Unbuilding the Acropolis in Greek literature, in: S. A. Stephens / P. Vasunia (Hrsg.), *Classics and National Cultures*, Oxford, S. 182-198.
- Lamprecht, A.-L. / Garcia, L. / Kuzak, M. / Martinez, C. / Arcila, R. / Martin Del Pico, E. / Dominguez Del Angel, V. / Van De Sandt, S. / Ison, J. / Martinez, P. A. (2020): Towards FAIR principles for research software, *Data Science*, 3.1, S. 37-59.
- Lee, J. (2008): A nearest-neighbor approach to the automatic analysis of ancient Greek morphology, in: *CoNLL 2008: Proceedings of the Twelfth Conference on Computational Natural Language Learning*, S. 127-134. <https://www.aclweb.org/anthology/W08-2117.pdf>.
- Luraghi, S. / Ponti, E. M. (2018): Non-configurationality in diachrony. Correlations in local and global networks of Ancient Greek and Latin, *Diachronica*, 35.3, S. 367-392. <https://doi.org/10.1075/dia.00007.pon>.
- Mynors, R. A. B. (1964): *XII Panegyrici Latini*, Oxford. <https://www.oxfordscholarlyeditions.com/view/10.1093/actrade/9780198146476.book.1/actrade-9780198146476-book-1>.
- Norvin, W. (Hrsg.) (1913): *Olympiodori Philosophi In Platonis Phaedonem commentaria*, reprogr. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1913.
- Ochab, J. K. / Essler, H. (2019): Stylometry of literary papyri, in: Proceedings of the 3rd International Conference on Digital Access to Textual Cultural Heritage, S. 139-142. <https://dl.acm.org/doi/pdf/10.1145/3322905.3322930>.
- Passarotti, M. (2014): From syntax to semantics. First steps towards tectogrammatical annotation of latin, aus: Proceedings of the 8th Workshop on Language Technology for Cultural Heritage Data, Social Sciences, and Humanities (LaTeCH 2014), S. 100-109. <https://www.aclweb.org/anthology/W14-0615.pdf>.
- Schubert, C. / Molitor, P. / Ritter, J. / Scharloth, J. / Sier, K. (2019): Platon digital. Tradition und Rezeption, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-2019070314102240510161>.
- Schütrumpf, E. (1990): Cicero De Oratore I And Greek Philosophical Tradition, *Rheinisches Museum für Philologie*, 133.3/4, S. 310-321.
- Surkis, A. / Read, K. (2015): Research data management. *Journal of the Medical Library Association*, 103.3, S. 154-156. <https://doi.org/10.3163/1536-5050.103.3.011>.
- Wiese, S. (2015): Textarbeit im Lehrbuch „Xenia“. Stichprobenartige Untersuchung, wie stark die Lektionstexte vom jeweiligen Originalautor abweichen, *Pegasus-Onlinezeitschrift*, 15.2, S. 89-155. <https://doi.org/10.11588/pegas.2015.2.35383>.

Anmerkungen:

- 1) <https://www.forschungsdaten.info/praxis-kompakt/tutorials-kurse-und-anleitungen/>
- 2) <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/collection?collection=Perseus:collection:Greco-Roman>
- 3) <https://latin.packhum.org/>
- 4) <https://www.thelatinlibrary.com/>
- 5) <http://stephanus.tlg.uci.edu/>
- 6) <https://www.degruyter.com/database/btl/html>
- 7) <http://www.brepols.net/Pages/BrowseBySeries.aspx?TreeSeries=LLT-O>
- 8) <https://www.gbd.digital/metaopac/start.do?View=gnomon>
- 9) <https://www.propylaeum.de/>
- 10) <https://www.trismegistos.org/index.php>
- 11) <https://referenceworks.brillonline.com/entries/brill-s-new-pauly>
- 12) <https://about.brepols.net/lannee-philologique-aph/>
- 13) <https://www.cambridge.org/core/what-we-publish/collections/cambridge-companions>
- 14) <http://www.zeno.org/Georges-1913>
- 15) <https://www.perseus.tufts.edu/hopper/morph>
- 16) <https://gemoll.eu/?q=>
- 17) <https://www.navigium.de/latein-woerterbuch.html>

- 18) <https://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/latein-deutsch>
- 19) <https://brill.com/view/db/bdgo?language=en>
- 20) <https://www.go-fair.org/fair-principles/>
- 21) <http://pom.bbaw.de/cmng/>
- 22) <https://doi.org/10.5281/zenodo.4066697>
- 23) <https://corpus-tools.org/annis/>
- 24) <https://lila-erc.eu/#page-top>
- 25) https://wiki.digitalclassicist.org/Canonical_Text_Services

- 26) https://perseusdl.github.io/treebank_data/
- 27) <http://dev.syntacticus.org/proiel.html>
- 28) https://github.com/UniversalDependencies/UD_Latin-ITTB
- 29) <https://universaldependencies.org/>
- 30) <https://creativecommons.org/licenses>

KONSTANTIN SCHULZ

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Dass Teile von Ovids *Amores* als geeignete Lektüre für Schüler*innen gelten, darf nicht darüber hinwegtäuschen, wie schwierig und umstritten die Deutung vieler Elegien bis heute ist. Das liegt auch an der ungemeinen Gelehrsamkeit, die Ovid Distichon für Distichon zur Schau stellt. Sie schlägt sich vor allem in zahlreichen für uns heute nicht mehr unbedingt verständlichen literarischen Anspielungen nieder, durch die auf einer untergeordneten Textebene ein dichtes Netz schwer erkennbarer inter- und intratextueller Verknüpfungen gewoben wird. Dieses Netz ist oft genug aber auch die Voraussetzung, um dem Gedankengang des Gedichts überhaupt folgen zu können. Sollte die These aus F. Cairns' (C.) Beitrag *Ovid Amores* 1.13.31-40. A Presence of Gallus (*Athenaeum* 109.1, 2021, 114-25) zutreffen, läge genau so ein Fall in *am.* 1.13 vor.

Der Sprecher der Elegie liegt gerade mit einer noch schlafenden Geliebten im Bett. Er bemerkt, dass offenbar jeden Moment der Tag anbrechen wird und die aufregende Nacht sich langsam dem Ende zuneigt. Es folgt eine viele Verse umfassende Rede, in der er Aurora,

die Göttin der Morgenröte, anklagt und übel beschimpft. Die von C. besprochene Stelle v. 31-40 lautet folgendermaßen:

*invida, quo properas? quod erat tibi filius ater,
/ materni fuerat pectoris ille color. / [quid? si
non Cephali quondam flagrasse amore, / an
putat ignotam nequitiam esse suam?]/ Tithono
vellem de te narrare liceret: / femina non caelo
turpior ulla foret, / illum dum refugis, longo
quia grandior aevo, / surgis ad invisas a sene
mane rotas; / at si, quem mavis, Cephalum
complexa teneres, / clamares: „lente currite,
noctis equi!“*

Die mit [...] markierten Verse werden in den heutigen Ausgaben als spätere nicht-ovidische Interpolation gewertet und getilgt. C. verfolgt zweierlei Anliegen bei der Deutung der zitierten Stelle: Erstens möchte er zeigen, dass die Tilgung verfehlt ist (115-20), zweitens, dass einige uns heute problematisch erscheinende Ungereimtheiten der beiden Verse darauf zurückzuführen sind, dass Ovid hier auf Gallus, den Schöpfer der lateinischen Liebeselegie, anspielt (120-4).

Im ersten Teil des Beitrags werden Schritt für Schritt die vor allem vom Ovid-Kommentator McKeown vorgebrachten Argumente, die für eine Interpolation sprächen, widerlegt. Ich greife nur ausgewählte Punkte auf: Erstens sei die oft

monierte Synaloppe *nequitiam esse* (v. 34) an dieser Versstelle zwar verhältnismäßig selten, insgesamt handle es sich aber mit 35 Fällen bei Ovid um die zweithäufigste Synaloppe in der zweiten Pentameterhälfte (115); zweitens sei der Wechsel in die dritte Person Singular als eine in der Liebeselegie gern genutzte Hinwendung an den Leser zu verstehen. Wie in der Komödie wendet sich der Sprecher hinter dem Rücken der eigentlichen Adressatin à part zum lesenden Publikum (116 und 118-20); drittens sei die zweifache Erwähnung des Kephalos nicht zu beanstanden, weil in vv. 33f. Kephalos direkt gemeint sei, in vv. 39f. aber eine Person von Kephalos' Art. Der Dichter bereite mit der ersten Erwähnung des Aurora-Liebhabsers die zweite erst vor, was zuletzt auch der Beginn der vv. 33 und 39 mit drei Monosyllaba verdeutliche: Dadurch würden die Verse in einen starken Bezug zueinander gesetzt; viertens, und dies ist zugleich der wichtigste Punkt, würden vv. 33f. entgegen McKeowns Annahme hervorragend in den Kontext und den Gedankengang dieser Partie passen. Zur Verdeutlichung legt C. eine paraphrasierende (Teil-)Übersetzung vor: vv. 31f. „Aurora, where are you hurrying, envious as you are? Your son Memnon was black because that was the colour of his mother's *pectus*“. Ein schwarzes Herz ist in der Antike ein Zeichen für unmoralische Charaktereigenschaften. Auroras Laster im Speziellen besteht laut C. darin, dass sie zu der Zeit, als sie doch eigentlich bereits mit (dem weißen) Tithonos verheiratet war, ein Kind von schwarzer Hautfarbe geboren hat. Sie müsse ihrem Mann also zwangsläufig untreu gewesen sein. Das vermeintlich interpolierte Distichon knüpfe à part gesprochen direkt daran an: „What? If she <Aurora> had not formerly burned with love for Cephalus, does she <really> think her sexual misconduct is not /

would not be common knowledge?“ Memnons Aussehen verrate also, dass Tithonos nicht der Vater sein könne. So werde das schwarze Herz der Göttin offenbart. C.s Deutung überzeugt, seine Übersetzung scheint mir aber problematisch, vor allem was den Bezug der beiden mit *an* verbundenen Fragesätze angeht. Schon vor gut 40 Jahren hatte M. Pope in der Zeitschrift *Phoenix* (36, 53-70) darauf hingewiesen, dass idiomatische *quid si non*-Fragen im Deutschen oder Englischen nicht auf direkte Weise wiedergegeben werden können: Nach der Interpretation einiger Stellen (am. 1.13 dort p. 61f.) bildete sich ab, dass es sinnvoll ist, die Frage mit einem Ausrufesatz, eingeleitet durch „it's not as if x wasn't the case!“, zu übertragen. Dies passt in der Tat auch hier und fügt sich C.s Argumentation: „Es ist doch nicht so, als hätte Aurora zuvor noch keine Affäre mit Kephalos gehabt! Oder glaubt sie wirklich, dass ihre Untreue unerkannt bleibt?“ Weil Aurora zuvor schon mit Kephalos untreu war, können Außenstehende sich nun, da sie einen Sohn bekam, der ganz anders als ihr Ehemann aussieht, leicht denken, dass die frühe Affäre nicht die einzige in Auroras Liebesleben blieb. Es ist zu interpungieren *quid si non Cephalo quondam flagrasset amore? / an putat ignotam nequitiam esse suam?* Das nächste Distichon sei zu übersetzen „I wish Tithonus were able to tell <tales> about you; es gäbe [Cs. Übersetzung bricht hier ab] keine versautere Frau als dich im Himmel“. Tithonos wisse um die Umtriebe seiner Frau, könne aber (ähnlich wie in hom. Hym. Aphrod. 236-8 geschildert) aufgrund seines hohen Alters und des Zerfalls seiner Physis schlicht nicht mehr davon berichten. Die zugleich vorgeschlagene Alternative „I wish I were able to tell Tithonus about you“ scheint mir unter anderem wegen des problematischen Anschlusses an den nächsten Vers

weniger überzeugend. Zuletzt komme Ovid auf Kephalos zurück, der in der antiken Literatur als einer der schönsten Männer gelte. Die letzten Disticha sind daher verhältnismäßig klar verständlich, „you get up early in the morning because your husband is elderly; but if you had someone like Cephalus in bed with you, you would prolong the night“. Dadurch wird im Übrigen auch der Bogen zur Situation des Sprechers gezogen, der sich wünscht, dass die Nacht niemals ein Ende findet.

Im zweiten Teil seines Beitrags, der in dieser Besprechung hier nur noch angeschnitten sei, gibt C. zu bedenken, vv. 33f. als eine Anspielung auf Gallus zu verstehen. Zu Beginn fasst er in aller Kürze die Relevanz des ersten großen Elegikers, dessen Werk bis auf wenige Verse komplett verloren ist, zusammen (120f.): In der Tat ist Gallus hauptsächlich in Properz' und Ovids Liebeslegien außerordentlich präsent, sei es durch direkte Erwähnungen oder indirekte Anspielungen. Dass dies inzwischen weitreichend anerkannt ist, ist unter anderem C.s eigenes Verdienst. Seine Monographie *Sextus Propertius: The Augustean Elegist* (Cambridge 2006) bietet für die Fragestellung reichlich Material, aus dem er auch in dem vorliegenden Beitrag schöpfen kann. C. sieht insbesondere die Wörter *nequitia* und *ignota* als Hinweis darauf, dass Ovid in am. 1.13.33f. auf Gallus anspielt, weil beide Wörter sowohl bei Properz als auch sonst bei Ovid häufig dann begegnen würden, wenn – sicher nicht immer erwiesenermaßen – eine Referenz an Gallus vorliege. Im Qasr Ibrim Fragment, durch das uns einige wenige Verse von Gallus überliefert sind, findet sich die *nequitia* schließlich auch: *tristia nequitia facta Lycoritia* (F 145 H.). Zwar mag diese Beobachtung sicherlich verfolgens- und vertiefenswert sein, doch die anderen beiden von C. angeführten

Argumente für eine Gallusanspielung scheinen mir ins Nichts zu führen: Zunächst sei die oben angesprochene Synaloephe *nequitiam esse* eine typische gallische Eigenheit, wofür es aber keinen Beleg gibt. C. gibt an, dass Quintilian (inst. 10.1.93) den Stil des frühen Elegikers als *durior* bezeichnet, doch das kann alles Mögliche bedeuten. Dann könne der seltene Beginn des Verses 33 mit drei Monosyllaba auf Gallus zurückzuführen sein. Auch hier muss C. den Beleg schuldig bleiben. Weitere Überlegungen darüber, ob der Kephalos-Mythos in den gallischen Amores eine Rolle gespielt haben könnte, müssen, wie C. selbst einräumt, leider nur Spekulation bleiben.

Während der erste Teil des Beitrags zur vermeintlichen Interpolation von am. 1.13.33f. gänzlich überzeugen kann und künftige Ovidforscher*innen um die darin vorgestellten Argumente nicht herumkommen werden, muss der zweite Teil insgesamt differenzierter beurteilt werden: Es ist eine schwierige und reizvolle Aufgabe, aus erhaltenen Texten lateinischer Dichter Anspielungen auf andere verlorene Werke der frühen lateinischen Literatur zu extrahieren, und es ist notwendig, dass Forscher*innen hierbei experimentierfreudig bleiben und sich auch den Mut zur Lücke bewahren. Die im vorliegenden Beitrag vorgestellte These scheint mir momentan aber zu kumulativ-spekulativ zu sein. Nichtsdestotrotz können einige von C.s Ideen aus dem zweiten Teil des Artikels weiterverfolgt werden. Vielleicht stellt sich mein Urteil dann zuletzt doch als überkritisch heraus.

Weiterhin im **Athenaeum 109.1 (2021)**: E. Giunchi, *Cinis Amoris. La cenere negli Epigrammi erotici dell'Antologia Palatina*, 43-63 über das Motiv der Asche in den Liebesepigrammen der AP; F. Pérez Lambás, *Enfrentamientos paterno-filiales en la tragedia*

griega, 14-42 über Vater-Sohn Konflikte in der griechischen Tragödie (v.a. zu Soph. Trach. 114-1258, Ant. 631-765, OK 1254 1396, Eur. Alk. 614-740, Hipp. 902-1101); J. Lampeggi, *Il procurator ab ornamentis. Note sul custode dei gioielli imperiali nell'età del principato, 158-66 über Amt und Pflichten des für die kaiserlichen Juwelen verantwortlichen Adiuators (procurator ab ornamentis).*

Der Begriff ‚Semantische (oder Verbale) Sättigung‘ beschreibt das Phänomen, dass durch ständiges Wiederholen einzelner Wörter oder Wortverbindungen beim Sprechenden, Hörenden oder Lesenden ein Bedeutungsverlust oder -wandel eben dieser Wörter ausgelöst wird. Sie verlieren die ursprünglich mit ihnen verbundenen Assoziationen und werden zu fremden Klanghülsen, die unter Umständen mit neuen Bedeutungen gefüllt werden können. Das Phänomen wurde in der kognitiven Psychologie im letzten und in diesem Jahrhundert viel erforscht; dass sich aber schon antike Dichter der semantischen Sättigung bewusst waren und sie zielgerichtet mit unterschiedlichen Funktionspotentialen für ihre Texte nutzten, zeigt jetzt D. Anderson (A.) in seinem Beitrag *Semantic Satiation for Poetic Effect (CQ 71.1, 2021, 34-51).*

A. unterteilt die Wortwiederholungen und ihre poetischen Funktionen in fünf Kategorien: (A) die Entfremdung von Wörtern durch Wiederholungen unter Neuabgrenzungen einzelner Silben (35-7); (B) die Wiederholung von Eigennamen, wobei der letzte Gebrauch des Namens mit besonderer Betonung in neue Kontexte gesetzt wird (37-3); (C) durch semantische Sättigung erzeugte Wortspiele wie die Antanaklasis (43-5); (D) Wiederholungen zum Zwecke der Anrufung und Beschwörung in Hymnen

und Gebeten (45-7); (E) Vers- und Wortwiederholungen unterschiedlicher Charaktere unter jeweils neu gewonnen Kontexten in der Komödie (47-51). In all diesen Abschnitten seines Artikels interpretiert A. durch close-reading größtenteils auf originelle Art und Weise eine Vielzahl von Fällen für den Gebrauch der semantischen Sättigung. Allein hierin liegt schon ein großer Wert seines Ansatzes. In meiner Besprechung beschränke ich mich auf nur zwei der von ihm aufgestellten Kategorien mit jeweils einem Beispiel.

Zur Illustration des Phänomens eignet sich eine kurze Textstelle aus dem Bereich (C) „repetition as wordplay“ (43f.). Es handelt sich um ein Archilochosfragment (2 W.), in dem der Sprecher/Sänger dreimal die Wendung *ἐν δορὶ* wiederholt: *ἐν δορὶ μὲν μοι μάζα μεμαγμένη, ἐν δορὶ δ' οἶνος / Ἴσμαρικός· πίνω δ' ἐν δορὶ κεκλιμένος*; In englischer oder deutscher Sprache ist die direkte Wiederholung nur schwer nachahmbar; A. kann sich dem Text nur annähern: „In my spear I have kneaded barley bread, in my spear Ismarikan wine. I drink, leaning into my spear“. Bisherige Interpretationen und Übersetzungen seien zu versessen darauf, in der Wendung *ἐν δορὶ* dieselbe Bedeutung innerhalb derselben narrativen Ebene zu suchen (detailliert besprochen in Anm. 34). Viel leichter sei es, so A., einen überraschenden Bedeutungswandel anzunehmen. Während die ersten beiden Wendungen *ἐν δορὶ* mit „by means of my spear“ zu übersetzen sein, finde im letzten Vers eine Verschiebung statt: Nun sei nicht mehr der Speer, der einem dichterischen Soldaten Ich als Mittel des Lebensunterhaltes dient, gemeint. Viel eher beziehe sich *ἐν δορὶ* hier auf die Requisite des vortragenden Sängers während eines Symposions. Das Lied werde von ihm auf dem Speer gestützt vorgetragen. Dies

sei deshalb so überraschend, weil die fiktionale Ebene zur performativen übergehe; sofern die Trennung von Erzähler und Vortragendem an dieser Stelle sinnvoll ist, mag aus narratologischer Sicht von einer Metalepse zu sprechen sein. So löse sich nach zweimaliger Wiederholung die erste Bedeutung von ἐν δορί auf: Die Wendung erhalte nicht nur einen neuen Sinn, sie werde auch auf die symposiastische Situation des Vortrags transferiert. Wenn sich auch die Frage stellt, ob es sinnvoll ist, sich bei der Deutung des Archilochosfragments auf das Phänomen der semantischen Sättigung zu beziehen, ist A.s Interpretation m. E. plausibel und gibt ein gutes Beispiel dafür, welche Potentiale in Wiederholungen einzelner Wörter und Wendungen stecken können.

Etwas komplexer stellt sich eine Aristophanesstelle (equ. 21-9) dar, die A. unter Kategorie (A) diskutiert (35-7). Es geht darum, dass Sklave b den Sklaven a zum Fliehen überreden möchte:

b. λέγε δὴ ,μο λω μεν' ξυνεχῆς ὡδὶ ξυλλαβῶν.
 – a. καὶ δὴ λέγω ,μο λω μεν'. – b. ἐξόπισθε νῦν ,αὐ τὸ φάθι τοῦ ,μο λω μεν'. – a. ,αὐ τὸ'. – b. πάνυ καλῶς. ὥσπερ δεφόμενος νῦν ἀτρέμα πρῶτον λέγε τὸ ,μο λω μεν', εἶτα δ' ,αὐ τὸ', κἄτ' ἐπάγων πυκνόν. – a. μο λω μεν αὐ το μο λω μεν αὐτομολῶμεν. – b. ἦν, οὐχ ἡδύ; – a. νῆ Δία· πλὴν γε περὶ τῷ δέρματι δέδοικα τουτονὶ τὸν οἰωνόν. – b. τί δαί; – a. ὅτι τὸ δέσμα δεφομένων ἀπέρχεται,

„b. Sage also ,ren nenw eg', wobei du die Silben genauso [wohl: wenig] zusammennimmst wie ich. – a. Okay, ich sage ,ren nenw eg'. – b. Jetzt sage ,lo swir' nach ,ren nenw eg'. – a. ,lo swir'. – b. Klasse. Jetzt sage zuerst ganz ruhig ,ren nenw eg', dann ,lo swir', immer schneller, als ob du dir einen wichst. – a. ren nenw eg lo swir ren nenw eg los wir rennen weg. – b. Na, war das nicht schön? – a. Oh Gott, ja! Ich fürchte nur um meine Haut bei diesem Omen. – b. Häh? – a. Weil doch demjenigen, der sich einen pellt, die Haut runtergezogen wird.“

Auch diese Stelle lässt sich mit ihren Wortspielen nur bedingt übersetzen. Ich habe mich bei meinem Versuch an A.s Übertragung angelehnt. In dem Bezug auf das Masturbieren sieht A. die große Begierde der beiden Sklaven zur Flucht ausgedrückt, die in ihrer Intensität mit sexuellem Verlangen gleichzusetzen sei. Das stimmt sicherlich, aber A. versäumt es doch, das schließende Wortspiel deutlich zu erläutern. Das Nomen δέρμα bezeichnet zum Schluss der zitierten Stelle einerseits die Vorhaut, die der Masturbierende zurückschiebt (Anm. 7 legt A. mit dem Verweis auf Pl. Com. PCG vii F 188.18 [„Dildo“] etwas missverständlich die Übersetzung „Schwanz“ nahe), andererseits das Hautabziehen als Beispiel einer üblen Strafe, die den beiden *fugitivi* droht, sollten sie wieder eingefangen werden. Dass Sklave b die Flucht indirekt mit dem Masturbieren gleichsetzt, stimmt den Sklaven a nachdenklich: Für ihn gehe der Vergleich mit einem schlechten Omen einher, weil er stets auch die Bestrafung für eine Sklavenflucht im Blick hat: Er fürchtet, dass ihm (wohl durch Peitschenhiebe auf den Rücken) die Haut abgezogen wird. Abgesehen davon liege der Kern der Stelle, wie A. erklärt, darin, dass Sklave b den Sklaven a dazu bringt, durch das Aussprechen einzelner Silben ein Wort zu formen, an das er zuvor nicht einmal zu denken gewagt hätte: Zwei Wörter μόλωμεν („lass uns gehen“) und αὐτό („selbst“) würden durch ihr ständiges Wiederholen auf überraschende Weise entfremdet und zu einem neuen Kompositum αὐτομολῶμεν mit einer neuen Bedeutung („lass uns fliehen“) zusammengesetzt. Hierin liege die semantische Sättigung: Die Wörter verlören ihren eigenen Sinn, bilden durch das abwechselnde Wiederholen ein Kompositum und erhalten somit eine neue Aussage. Bedingt, aber immerhin vergleichbar ist das Phänomen

mit dem pseudolateinischen *hirundo maleficis evoltat*, um nun auch diesen obszönen Teil der Zeitschriftenschau endgültig zu beschließen.

Gewiss lässt sich auch hier darüber diskutieren, ob nun wirklich ein Fall von semantischer Sättigung vorliegt, denn erstens geht es weniger um die Wörter $\mu\acute{o}\lambda\omega\mu\epsilon\nu$ und $\alpha\upsilon\tau\acute{o}$ als um ihre Silben und zweitens erhalten nicht sie selbst eine neue Bedeutung; stattdessen entsteht ein aus ihnen zusammengesetztes Kompositum mit neuem Sinn. Abgesehen von solchen kleineren Streitfragen, die sich womöglich auch aus unterschiedlichen Definitionen ergeben, bietet A.s Beitrag viele und zum Teil gänzlich neue Deutungen einzelner Textstellen, denen Wortwiederholungen zugrunde liegen. Neben den beiden vorgestellten Partien bespricht er Archil. F 115 W., Anakr. PMG 359, PCG viii adesp. *741, Ov. Met. 7.707f., Stat. Achil. 1.473-5, Il. 2.671-5, Aischyl. Pers. 550-4, Kallim. Epigr. 28 und 41 Pf., Aischyl. TrGF iii F 70, Orph. 14F B., AL 385 SB, Caes. Bass. 4FPL 2.8f., Mart. 5.24.15 sowie Aristoph. Ran. 1202-4, Lys. 223-32, Thesm. 1056-97. Zukünftige Forscher*innen werden den Katalog ohne Zweifel unermesslich erweitern können und die von A. sinnvoll aufgestellten Kategorien füllen und ergänzen.

U. a. außerdem im **CQ 71.1 (2021)**: B. Ballesteros, On Gilgamesh and Homer: Ishtar, Aphrodite and the Meaning of a Parallel, 1-21, worin unter anderen die Rezeption des Gilgamesch-Epos in der Ilias infrage gestellt wird; D. Gribble, Lyric Location and Performance Circumstances in Sappho and Alcaeus: A Cognitive Approach, 52-70 mit Sappho- und Alkaiosinterpretationen vor dem Hintergrund der Text World Theory; R. Illarraga, What the Rulers want: Xenophon on Cyrus' Psychology, 170-82, eine Interpretation des Charakters von Kyros in Xenophons Kyropaedie; M. Shedd,

The Historia Augusta before MS Pal. Lat. 899: Lost Manuscripts and Scribal Mediation, 402-21 zur Überlieferungstradition der HA mit Konsequenzen für viel diskutierte Forschungsfragen wie Autorenschaft und Textausfall.

ERIK PULZ

B. Fachdidaktik

AU 5/2021: Digital lernwirksam. Zunächst stellt Heftmoderator D. Drescher (D.) im Basisartikel (2-13) fest, dass neben der allgemeinen digitalen Durchdringung der Lebenswelt auch Corona und die Folgen die Forderung nach der Digitalisierung von Schule und Unterricht massiv verstärkt haben. Doch müsse auch angesichts einer solchen „Ausnahmesituation“ (4) beim Zugriff auf vermeintlich rettende digitale Medien stets die Frage nach deren Lernwirksamkeit gestellt werden. Das Strategiepapier der KMK „Bildung in der digitalen Welt“ von 2016 scheint D. in einigen Punkten unrealistisch ambitioniert (5). Zudem gelte es, einen ganzen Katalog von Fragen und Gefahren im Auge zu behalten, die D. eindringlich ins Gedächtnis ruft (etwa die kommerziellen Interessen der Anbieter, Datenschutz). Die Schulbuchverlage hätten bisher sehr unterschiedlich adäquat auf den digitalen Wandel reagiert, die Kultusbehörden generell eher unzureichend. „Sehr nützlich“ sei das SAMR-Modell von Puentedura (2006), welches digitales und analoges Lernen unter verschiedenen Aspekten ins Verhältnis setzt (Substitution, Augmentation, Modifikation, Redefinition; 6: eine Adaption für den Alt Sprachenunterricht); weniger nützlich dagegen das vom „OECD-Lernkompass 2030“ übernommene „4K-Modell“ mit den zentralen Kompetenzen Kommunikation, Kollaboration, Kreativität und kritischem Denken, da hier fachliche

Inhalte zu kurz kämen (7f.). Es folgen Überlegungen zur Lernwirksamkeit: Die Lernpsychologie etwa lehre, dass ein gleichzeitiges Laufen mehrerer Anwendungen auf einem Endgerät schnell zur Überlastung des (mentalen) Arbeitsspeichers führe (8). Auch wenn interaktive Lernvideos nach Hattie eine Effektstärke 0,52 besitzen, sollten sie gerade leistungsschwächeren Schülerinnen und Schülern nur in verträglichen Dosen zugemutet werden (9). Als drei „wegweisende Beispiele“ (10) im Bereich digitalen Lernens werden der Landesbildungsserver Baden-Württemberg, die Lernvideos von Ulf Jesper und die Dickenson College Commentaries (englischsprachig) vorgestellt. Wenig überraschend stellt D. abschließend fest: „Eine umfassende Fachdidaktik der Digitalisierung in den Alten Sprachen ist noch ein Desiderat“ (12).

– Im Praxisteil D. Weidmann: Individualisierung mit neuen Medien. Möglichkeiten zur nachhaltigen Wortschatzarbeit im Rahmen der Spracherwerbsphase (14-19; 1. Lernjahr, 2 Stunden zur Einführung, dann begleitend). Weidmann stellt das Online-Tool „Testmoz“ vor (nur englisch, aber leicht handhabbar). Es ist kostenlos und arbeitet ohne personenbezogene Daten. Verschiedene Aufgabenformate stehen zur Wahl (*multiple choice*, *true/false* usw.). Die statistische Auswertung ermöglicht der Lehrkraft ein individuelles Feedback. Neben einem Beispiel (Vokabeltest) bietet der Beitrag ein Anleitungsbblatt für Lernende, um eigenständig Tests für die übrige Lerngruppe zu erstellen. Das Tool werde von den Lernenden sehr gut angenommen. – E. Hoffmann: Lernvideos im Lateinunterricht? Aus guten Gründen! (20-25; Jgst.5-13, 4 Stunden). „Das audiovisuelle Multimediaprinzip von Lernvideos steigert die Lernmotivation und impliziert durch die Wort-Bild-Kombination einen positiven kognitiven Effekt“ (21). Das

leuchtet ein, doch was macht ein wirklich gutes Lernvideo aus? Lässt es sich im Sinne der *Flipped-Classroom*-Methode einsetzen, also: Wissensvermittlung vorab zuhause, Anwendung und Vertiefung im Präsenzunterricht? Zum lateinischen Futur I etwa fänden sich im Internet fünf Erklärvideos, vier davon auf YouTube (22). Hoffmann nennt einige Gütekriterien (21ff.): Dauer nicht länger als sechs Minuten, Möglichkeiten der Interaktion, Erklärung durch von den Lernenden anerkannte Kapazitäten, nutzerfreundliche und ansprechende Gestaltung; bei einer Grammatikeinführung die *Screencast*-Methode (Kommentierung von Bildschirmhalten). Zur Sensibilisierung für die eigenständige Auswahl von Lernvideos untersuchten Lernende mit Hilfe eines „Analyseleitfadens“ (25) verschiedene Videos (23: ein – eher durchwachsenes – Ergebnis für „Duden-Lernattack“ zum Futur I). Am Ende rät Hoffmann zur Erstellung eigener, auf das jeweils benutzte Lehrwerk abgestimmter Lernvideos. Der Zeitaufwand sei bei einiger Übung im *Screencast*-Modus nicht übermäßig hoch, hinzu käme der Aspekt der Wiederverwendbarkeit.

– Chr. Reindl: Übersetzungsmethoden im universitären und schulischen Distanzunterricht (26-31; Sek I und Sek II, Stundenbedarf variabel). Pandemiebedingt hat Reindl Lateinkurse an der Universität Duisburg-Essen für Lernende ohne Vorkenntnisse online im Sinne eines *flipped classrooms* und *blended learnings* abgehalten: Die Studierenden erarbeiteten den neuen Lernstoff zunächst selbstständig („asynchrone Phase“), dann folgte ein erster Austausch (im anonymen Moodle-Forum) und schließlich eine Videokonferenz zur Beantwortung offener Fragen und mit gemeinsamem Übersetzen und Üben („synchrone Phase“). In der ersten Phase wurden die Lernenden medial stark unterstützt

(u. a. HP5, Quizlet, Kahoot; Lernvideos zur Grammatik und verschiedenen Übersetzungsmethoden). Wichtig waren dabei stets verbindliche Rückmeldungen und die Möglichkeit zu persönlichem Kontakt bei Fragen. Bei einem Transfer auf den schulischen Lateinunterricht plädiert Reindl besonders für eine frühe und „lernwirksame Vermittlung von Übersetzungsstrategien – auch mit digitalen Tools“ (28).

– J. Bernhardt: Kollaboratives Arbeiten mit digitalen Tools im Griechischunterricht (32-38; Jgst. 7-10, Einzelstunde oder Projekt). Grundsätzlich fördere Kollaboration im Unterricht die Qualität der Ergebnisse, die Sozialkompetenz und Motivation. Digitale Tools hätten dabei eine verstärkende Wirkung, im Präsenz-, Hybrid- oder Distanzunterricht. Demonstriert wird dies an einem Text des Lehrwerks „Mythologia“ (L 23), den die Lernenden mit Hilfe des Tools „Etherpad“, eines webbasierten Texteditors zur kollaborativen Texterstellung, übersetzen. Die Beiträge der einzelnen Teilnehmer erscheinen unterschiedlich farbig markiert. Neben der Möglichkeit zum Chat gibt es eine Archiv-Funktion, mit deren Hilfe sich die Genese des Arbeitsergebnisses genau nachvollziehen lässt. Die Organisation und Strukturierung der gemeinsamen Arbeit müsse natürlich vorher klar geregelt werden. Das Tool ist kostenlos, leicht zu handhaben und „konform mit der Datenschutzverordnung“ (33). Für den Distanz- und Hybridunterricht dürfte „Etherpad“ ein höchst funktionales Tool bei kollaborativer Übersetzungsarbeit sein. Hilfreich ist zudem die Übersicht „Weitere Tools für den altsprachlichen Unterricht“ (36f.).

– W. Lingenberg: Handschriftendigitalisate im altsprachlichen Unterricht (40-47; Jgst. 9-13, 2-3 Stunden). Inzwischen sind viele Handschriften zu den Werken antiker Autoren digital zugänglich. Den Einsatz

im Unterricht führt Lingenberg am Beispiel der drei ältesten erhaltenen Catull-Handschriften vor (c. 92 und c. 93): Bei der Arbeit am Original müssen die Lernenden nicht nur den Wortlaut (mit Kürzeln) entziffern, sondern erfahren auch einiges rund um die Handschriftenkunde und zu Fragen der Überlieferung (Initialen, Abschreibefehler, Stemma-Konstruktion). Für alle Beteiligten nützlich könnte das „Lösungsblatt“ zu den Aufgaben sein – nicht jede Lehrkraft erinnert sich noch genau an ihre universitären Seminare zur Textüberlieferung. Anregend zur Vertiefung sind die Links bzw. QR-Codes zu weiteren attraktiven Handschriften (Homer, Cicero, Vergil).

– Im AU Extra L. Spielhofer: Das Grazer Repositorium antiker Fabeln (GRaF) und seine Potenziale für die Entwicklung von Medienkompetenz (48-51). Das Webportal, eine 2020 fertiggestellte „lernendenorientierte digitale Edition“ (48), dürfte inzwischen schon weiteren Kreisen bekannt sein. Zu zahlreichen Fabel-Texten (hauptsächlich Phaedrus) lassen sich Hilfen einblenden (Vokabeln, Grammatik, Gliederung, Metrik), aber auch eine Übersetzung und Fragen zur Interpretation mit Lösungen, teilweise mit „wissenschaftspropädeutischem Anspruch“ (51). Dies gilt auch für die anspruchsvollen „Einleitungen“ zur Fabel, zu den Autoren und zur Textkritik. Vielleicht kein Hauptaspekt, aber sicher richtig: Die Nutzung von GRaF fördert die digitale Kompetenz bei Lehrenden und Lernenden (51: ausführliche Erläuterungen nach dem DIGCOMP-Modell).

– Im AU Magazin J. Dahmen: Hier gibt's was auf die Ohren: Hörspiele und Podcasts im altsprachlichen Unterricht aufnehmen (52). Dahmen beschreibt und empfiehlt die Audio-Tools von „123apps“ (browserbasiert) zur Erstellung von Hörspielen und Podcasts als „motivierende Abwechslung

im altsprachlichen Unterricht“ mit hoher Schüleraktivierung und vielen Möglichkeiten zur Förderung der Sach-, Sprach- und Textkompetenz. – Fazit: Für den nötigen digitalen Schub leistet der vorliegende AU-Band (es hätte auch ein Doppelband sein dürfen) im Bereich des altsprachlichen Unterrichts einen wichtigen Beitrag.

ROLAND GRANOBS

Das Titelthema der Zeitschrift **ANTIKE WELT** (Heft 5/2021) lautet *Zeit und Macht*. Zu nennen sind hier: E. Winter: Zeit unter den Wolken. Zur antiken Zeitmessung jenseits der Alpen, 31-34. Es zeigt sich, dass die kaiserzeitlichen Instrumente als Symbole reichsweit verbindlicher Normvorstellungen eingesetzt wurden, die von jedem römischen Bürger als identitätsstiftend angesehen wurden. Somit könnten die Sonnenuhren in den römischen Provinzen nördlich der Alpen als Gradmesser der Romanisierung eroberter Gebiete verstanden werden. – M. Flecker, J. Lipps: Kleine Schnitte, große Wirkung. Das sog. Comitium und die Entwicklung des Forums von Pompeji, 49-58. Neue Untersuchungen im fälschlicherweise als ‚Comitium‘ bezeichneten (An-)Bau an der Südostecke des Forums von Pompeji werfen ein neues Licht auf seine Entwicklung am Übergang zwischen später Republik und früher Kaiserzeit. Es war wohl weniger Gebäude denn nobilitierte Platzanlage für temporäre Ereignisse. – M. Lehrer: Welterkenntnis als Wandzeitung. Philologen und Archäologen auf der Suche nach den Einzelteilen einer Monumentalinschrift, 65-71. Im Zentrum steht die wohl größte Wandinschrift der Antike, errichtet vor 1800 Jahren in der lykischen Kleinstadt Oinoanda von einem örtlichen Magnaten namens Diogenes, welcher

der Philosophie des Epikur zu neuer Popularität verhelfen wollte. – Cl. Tiersch: „Und überall sprach man plötzlich von Troja“. Heinrich Schliemanns Ausgrabungen als Medienereignis, 77-82. – N. Mietig, Forum Gesseler Goldhort. Ein außergewöhnlicher Museumsneubau (sc. im Kreismuseum Syke bei Bremen) für einen außergewöhnlichen Fund, 84-87. – **Heft 6/2021** hat *Die Vielfalt des antiken Christentums* zum zentralen Thema mit zahlreichen einschlägigen Beiträgen: A. Weiß: In zwei Welten. Christen als Römer – Römer als Christen, 8-12. Der Autor spricht von Loyalitätskonflikten und der Ausbildung hybrider Identitäten bei Menschen, die zunehmenden Repressalien ausgesetzt waren und zugleich das römische Bürgerrecht besaßen. – K. Preuß: Augustinus in Karthago. Der Bischof in einer bunten Stadt, 13-18. – A. Hasse-Ungeheuer: Gottgeweihtes Leben. Vielfalt der christlichen Askese und ihre Bedeutung in der Spätantike, 19-23. – Ph. M. Fornesse: Christentum und Wissensbewahrung. Schriftkulturen, Schulen und Mönchtum, 24-29. – H. Leppin: Im Streit zum Erfolg. Die Vielfalt des antiken Christentums, 30-32. – Ferner: K. Ehling: Korfu – Insel der Gorgo. Neues zur Bedeutung des Giebels vom Artemistempel, 56-65. – A. Dierichs: Treffpunkt Achilleion. Zum 130. Geburtstag eines kulturhistorischen Starstücks, 66-70. – K. Ehling: Der Gentleman Pontius Pilatus ein Judenfeind? Die literarischen und numismatischen Zeugnisse, 74-76. – Cl. A. Livadie: Das sogenannte prähistorische Pompeji. Die frühbronzezeitliche Siedlung von Croce del Papa (bei Nola, sc. erst 2001 durch Zufall entdeckt), 77-83.

Um *Die Zehn Gebote* geht es vorrangig in der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, **Heft 4/2021**; B. Leicht nimmt auch Die „anderen“ Tafeln. Wichtige Rechtskorpora des antiken Orients, 34f., in den Blick.

Auf der Titelseite der Zeitschrift **CIRCULARE**, **Heft 3-2021**, geht es um die 7. Fachdidaktiktagung in Graz, 1f. Die Mehrzahl der Beiträge ist im JANUS 42/2021 (s. u.) abgedruckt. – In der Rubrik Neuigkeiten, 3, finde ich den Hinweis interessant, dass Cl. Anshuber ein Marketing-Projekt mit der Wiener Wirtschaftsuniversität initiiert hat mit dem Ziel, Werbematerial für Latein zu generieren. Von zwei Studierendengruppen liegen mittlerweile mehrere Werbekonzepte vor. In absehbarer Zeit würden fertige Materialien vorliegen. – H. Graßl: Eine unbekannte Beziehung von Hugo von Hofmannsthal zur klassischen Philologie, 7-10. – Auf Seite 11f. die dpa-Nachricht: „Die spinnen, die Briten“? London will Latein als Schulfach fördern. – Ausführlich vorgestellt wird ein Band von 360 Seiten mit 290 Farbabbildungen über Lateinische Inschriften in der Stadt Salzburg: *Inscriptiones Latinae Salsburgienses* (Salzburgstudien Bd. 21, Salzburg 2021), hrsg. von M. Leitich, A. Roither und J. Karolus, 19f. – Mit größtem Lob wird Friedrich Lošek (mit 30.9.2021) in den Ruhestand verabschiedet, 21f.

Zeitschrift **Janus**, **Nr. 42/2021**, ist diesmal anders konzipiert als frühere Jahreshefte; viel weniger Buchbesprechungen, diesmal stattdessen die Vorträge bei der Fachdidaktiktagung 2020. Anfangs wie gewohnt einige fachwissenschaftliche Beiträge: G. Lachawitz: Eratosthenes. Berechnung des Erdumfangs, 6. – B. Pilshofer: *Maternales gegen Paternales System*. Die rechtliche und wirtschaftliche Situation von Frauen im Alten Rom, 7-13. – Fl. Schaffenrath: Wie macht man einen Heiligen? Matthäus Raders Lebensbeschreibung des Hl. Petrus Canisius aus dem Jahr 1614, 13-20. – W. Nagel: Die Öffnung der Mauer – Ende und Wende, 21-29. Gegenübergestellt werden eine Passage aus Verg. *Aen.* 2,1-56 und ein Artikel in *Paris Match* vom 10.

November 2009, dem Bericht eines französischen Journalisten über die Ereignisse vom 9. November 1989. – Es folgen acht Vorträge bei der Grazer Fachdidaktiktagung, nämlich: M. Adami: *Latein ≠ Latein*. Möglichkeiten und Perspektiven des Lateinunterrichts und des Lateinlernens in Südtirol, 30-49. – St. Eckhart: *Zeitgenössische Texte und ihre didaktische Einbindung in den Unterricht*, 50-54. Hier geht es um zeitgenössisches Latein in Texten von J. K. Rowling, J. R. R. Tolkien, Jan Novak, A. Radke, Ursula Westwood, die *Nuntii Latini* u. a. – M. Hafner: *Aktualisierungen Homers im Roman des 21. Jahrhunderts – zwischen fanfiction, kontra-epischem Erzählen und Diskurs-Verschiebung*, 54-62. – K. Hainthaler: *Analyse und Vergleich von Lateinlehrwerken, Schulbuchrezeption aus Schüler/-innen-Perspektive und deren Motivation im UF Latein. Artes und Medias in Res im Vergleich*, 63-69. – P. Klausnitzer: „Hausgemachter“ Lateinunterricht: *Stellen Sie sich vor, Sie hätten kein Lehrbuch ...*, 69-79. Die Autorin plädiert für originale lateinische Texte so früh wie möglich, gibt dafür eine Reihe von Beispielen und erläutert eine Fülle von didaktischen Verknüpfungen. – P. Kuhlmann: *Sprachsensibler Lateinunterricht und Sprachförderung. Eine Herausforderung für die Zukunft*, 80-92. – M. Korn: *Literalitäten im Lateinunterricht – Zur Bedeutung der Medienspezifität von Rezeptionsdokumenten. Oder: Vom Sinn des Plurals des Begriffes ‚Literalität‘*, 92-97. – Fl. Lienhart: *Die Paraphrase in der Textarbeit des Lateinunterrichts*, 97-104. – In der Rubrik *Personalia* gratuliert die Redaktion Dem Ausnahmephilologen Wolfgang J. Pietsch zum 75. Geburtstag, 113.

Das Thema *Visualisierung* (mit vielen Beispielen) steht im Mittelpunkt der Zeitschrift **Die alten Sprachen im Unterricht**, **Heft 4/2020**:

L. Simböck: Visualisierung ausgewählter lateinischer Konnektoren, 6-22. – M. Pietschmann: Wortbilder Latein: Lateinvokabeln blicken statt büffeln, 23-42.

Das **Heft 3/2021** der Online-Zeitschrift **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg**, (<http://lgbb.davbb.de>) beginnt mit A. Weiners Bericht über den 17. Potsdamer Lateintag zum Thema „Gesundheit und Krankheit in der Antike“ am 1.10.2021: Lautes Lesen und gute Verdauung halten gesund, 147-151. – Es folgen N. Mindt: Denkfabrik Scriptio Continua – Antike und Gegenwart: Ein besonderes Stipendienformat an der Universität Potsdam, 152-155. – A. Fritsch: Kein Werk des Heiligen Geistes (Leserbrief zu dem Artikel „Liturgie-Hammer des Papstes“ in der FAZ vom 28. Juli 2021), 156f. – J. Bernhardt, der neue

DAV-Landesvorsitzende richtet an die Leser ein Grußwort Veränderung und Kontinuität, 158f. – Er schreibt weiter über Digitale Tools im Griechischunterricht, 160-163. – In der kleinen Reihe „Der Philosoph und sein Schüler“ schreibt A. Fricke: Die Beschwerde oder Wie moderner Sophismus funktioniert, 164-169. – P. und I. Suchan notieren Anmerkungen zu Friedrich Maiers Sammlung Puchheimer Kulturvorträge unter dem Titel *Europa – Seine verborgenen Fundamente*, 170-172. – Hinweise auf Neue Funktionen bei Navigium liefert J. Rabl, 173, und stellt dann elf Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt vor, 174-217. – Zum Schluss die Einladung zum DAV-Kongress in Würzburg 2022 unter dem Motto *Nähe in der Distanz. Latein und Griechisch 2.0.*, 219.

JOSEF RABL



STUDIENBÜCHER ANTIKE

Herausgegeben von Peter Guyot.

Band 17

Stefan

Knoch

Die lateinische

Deklamation

2021. 210 Seiten. Softcover.

ISBN 978-3-487-16029-0 € 22,00

E-Book (pdf):

ISBN 978-3-487-42306-7 € 19,99

Ein ausführlicher Forschungsüberblick und Einzelinterpretationen ausgewählter Stücke (von Seneca dem Älteren und Calpurnius Flaccus u.a.) führen ein in dieses lange Zeit verkannte literarische Genre.

 www.olms.de

Besprechungen

Müller, G. M. / Müller, J. (Hrsg., 2020): *Cicero ethicus. Die ‚Tusculanae disputationes‘ im Vergleich mit ‚De finibus bonorum et malorum‘ (Philosophia Romana 1)*, Heidelberg, Universitätsverlag Winter, 291 S., EUR 48,- (ISBN 978-3-8253-4789-5).

Der vorliegende Band eröffnet die Reihe der *Philosophia Romana*, mit der die Herausgeber nach Auskunft des Vorworts das Ziel verfolgen, „der Erforschung der breiten und vielschichtigen philosophischen Aktivitäten in Rom und durch Römer, ihren philosophie-, literatur-, sozial- und kulturgeschichtlichen Bedingungen und Entwicklungen sowie ihrer Wirkungsgeschichte erstmals im deutschsprachigen Wissenschaftsraum und darüber hinaus einen prominenten Publikationsort zu bieten“ (5). Dass dieses Vorhaben mit der gebotenen Gründlichkeit angegangen worden ist, zeigt nach dem Vorwort, dessen beide Teile dem Konzept der Reihe (5-8) sowie der Zielsetzung des Eröffnungsbandes (9f.) gewidmet sind, die sehr ausführliche Einleitung der beiden Herausgeber, die in einem umfassenden Dreischritt zunächst die wesentlichen Fragestellungen umreißt, die sich aus einem Vergleich zwischen den beiden großen ciceronianischen Dialogen zur Ethik ergeben (15-30), dann die einzelnen Beiträge knapp und präzise vorstellt (30-35), um schließlich über diese hinaus den Blick auf weitere Forschungsdesiderate zu lenken, die ausgehend von den erarbeiteten Einsichten formuliert werden können (35-40). Insbesondere die Skizzierung der möglichen Herangehensweisen, für die die Stichworte „Literarische Komposition und dialogische Gestaltung“ und „Das Verhältnis von Rhetorik und Dialektik“ sowie die Fragen „Doxographische Theorie versus therapeutische

Lebenshilfe?“ und „Inhaltliche Diskontinuitäten oder Widersprüche?“ namhaft gemacht werden, bieten einen gut strukturierten und klar artikulierten Überblick über Gegenstand und Forschungsschwerpunkte.

Wer sich in dieser Hinsicht nach der naturgemäß die großen Linien nachzeichnenden Einleitung noch immer nicht ausreichend orientiert sieht, wird seine Freude am ersten Beitrag des Bandes haben, in dem Gernot Michael Müller die dialogische Struktur der Tusculanen in Ciceros philosophisches Gesamtwerk einordnet. In einem sehr umfangreichen Beitrag (45-111), den sich in dieser Form wahrscheinlich nur ein Herausgeber leisten kann, werden alle vier in der Einleitung genannten Fragestellungen zumindest angeschnitten, wobei diejenige nach der formalen Gestaltung zwar im Mittelpunkt steht, aber letztlich sämtliche der eingangs skizzierten Leitlinien in ihrer Interdependenz gezeigt werden. Dabei folgen einer differenzierten Analyse der Gesprächsführung bzw. der Diskussion um dieselbe im ersten Tusculanenbuch Ausblicke auf die weiteren vier Bücher, die anschließend mit dem unmittelbar vorausgegangenem Werk *De finibus* und dann mit den frühen Dialogen Ciceros verglichen werden, bevor abschließend die Frage nach der Berechtigung des selbstformulierten Anspruchs einer dezidierten Sokratesnachfolge gestellt wird.

Im Zentrum der Untersuchung steht dabei die immer wieder ostentativ vollzogene Abkehr vom kleinteiligen Frage-Antwort-Schema zugunsten zusammenhängender Darstellung, deren Ergebnis folgendermaßen zusammengefasst wird: „Für seinen Selbstanspruch konnte Cicero seiner *dramatis persona* somit nichts

Besseres widerfahren lassen, als durch ihre Gesprächspartner von einem Diskussionsmodus abgebracht zu werden, der zwar eine umfanglichere Sokrates-Imitatio ermöglicht, dafür aber das aemulative Potenzial der forensischen Rhetorik ungenutzt gelassen und damit die Chance verstellt hätte, eine diesem überlegene diskursive Strategie zu entwickeln, ohne den grundsätzlichen Anspruch, in der Nachfolge des Begründers der philosophischen Ethik zu stehen, aufgeben zu müssen“ (106). In seiner Studie gelingt es dem Verfasser dabei immer wieder, durch die umfassende Einordnung der untersuchten Phänomene in verschiedene Kontexte Bezüge zu den wichtigsten Forschungsdiskussionen herzustellen, sodass die Platzierung dieses grundlegenden Beitrags zu Beginn des Bandes als besonders glücklich gelten darf.

Im – auch durch die sparsame Verweistechnik, die sich in der Regel auf die Nennung der Textstellen beschränkt und Zitate scheut wie der Teufel das Weihwasser – wesentlich kürzeren und stärker auf ein Einzelproblem konzentrierten zweiten Aufsatz geht Christopher Gill der Frage nach, inwiefern sich die unterschiedliche Bewertung der stoischen und der akademisch-peripatetischen Ethik in fin. 3-5 auf der einen und in Tusc. 5 auf der anderen Seite aus dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse heraus erklärt, das die beiden Texte leitet: Während *De finibus* die abstrakte Frage nach dem höchsten Gut stelle, interessiere sich das fünfte Buch der Tusculanen ausschließlich für den konkreten Nachweis, dass die Tugend zur Sicherung eines glücklichen Lebens ausreiche (127f.). Dass dieser Nachweis im fünften Tusculanenbuch wiederum zunächst in engem Anschluss an die stoische Position geführt und dann mithilfe einer Integration der Positionen mehrerer Philosophenschulen bekräftigt werde, sei einer Veränderung des

Diskussionsmodus geschuldet, der im zweiten Teil des Textes „less rigorous, and less focused on doctrines and arguments“ sei und sein Ziel stattdessen „by opening up possibilities and implications which the theories allow but which do not necessarily form part of their doctrinal core“ zu erreichen suche (132).

Aus der umgekehrten Perspektive nimmt Clara Auvray-Assayas das problematische Verhältnis zwischen dem fünften Buch der Tusculanen und dem vierten von *De finibus* unter die Lupe: Ausgehend von zwei Platon-Zitaten aus dem *Gorgias* und dem *Menexenos* in Tusc. 5,35f. bestimmt sie die Anthropologie des späteren Werkes unter Rückgriff auf die direkt folgende Passage Tusc. 5,37-39 als Zusammenspiel natürlicher Anlagen und bewusster Weiterentwicklung durch den Menschen selbst: „L'esprit doit accomplir un travail incessant sur lui-même (excultus) et prendre soin de ses capacités intellectuelles pour les débarrasser de leurs erreurs: et si eius acies ita curata est ut ne caecatur erroribus“ (140). Vor diesem Hintergrund weise Cicero im vierten Buch von *De finibus* auch „le ‚saut‘ que les stoïciens imposent de faire entre la première commendatio et la maîtrise de la vertu“ zurück (147). Bedauerlich ist dabei lediglich, dass die Klarheit dieser an sich durchaus einleuchtenden These an vielen Stellen unter der Angewohnheit der Verfasserin, gerade die für ihre Argumentation besonders wichtigen Zitate aus den Tusculanen und *De finibus* in (konsequenterweise völlig ausufernde) Fußnoten zu verbannen, leidet.

Im vielleicht überzeugendsten Aufsatz des ohnehin sehr gelungenen Bandes gelingt es George Karamanolis, den scheinbaren Widerspruch zwischen der Argumentation in fin. 3-5 und Tusc. 5, an dem sich auch die beiden vorangegangenen Aufsätze abgearbeitet haben, schlüssig zu erklären; zumal seine Zusammen-

fassung (169f.) in puncto struktureller Klarheit und begrifflicher Präzision als ein Musterbeispiel wissenschaftlicher Prosa gelten darf. Dennoch sei hier eine nochmalige Komprimierung des Gedankens versucht: Das Ende von *De finibus* habe Cicero zwar in eine Aporie geführt; von dem schließlich nicht mehr widerlegten Antiochus habe er aber immerhin gelernt, dass ein erfolgversprechender Ansatz bei der Bestimmung der Tugend als das höchste Gut und zugleich als die allein ausreichende Bedingung eines glücklichen Lebens nur über den Rückgriff auf Sokrates und Platon gelingen könne. Eben diesen Ansatz verfolge dann die Synthese im zweiten Teil von Tusc. 5, die wiederum in *De officiis* konsequent weitergeführt werde.

Einer konkreten Argumentationsstrategie Ciceros spürt Jörn Müller in seinem Aufsatz nach. Dieser ist zwar aus unerfindlichen Gründen auf Englisch verfasst worden und stört damit das sprachliche Gleichgewicht des Bandes, das gerade angesichts der Ausführungen des Vorworts zur Konzeption der Reihe wünschenswert gewesen wäre, fast so nachhaltig wie die völlige Absenz des ebendort (5) überschwänglich willkommen geheißenen Italienischen. Inhaltlich integriert er sich aber gut in die kunstvoll komponierte Abfolge der Themen, indem nun das maßgebliche Argument gegen die stoische Lehre aus fin. 4 in den Blick rückt, nämlich der Vorwurf, unter dem Deckmantel einer neuen Terminologie geistigen Diebstahl bei Akademie und Peripatos begangen zu haben. Ciceros Umgang mit diesem traditionellen Vorwurf gegenüber der Stoa erweist sich als durchaus komplex: „He neither uses it as a means of simplifying the ethical debate as far as possible; nor does he use it in the polemical sense in which Antiochus and also Carneades employed it against the Stoics. To Cicero’s mind this formula epitomizes the unbia-

sed verdict that both positions, which are highly probable, share a solid moral kernel despite their fervent debates and some doctrinal differences which cannot simply be erased“ (191).

In ihrer Untersuchung der Darstellung Zenons in den moralphilosophischen Dialogen Ciceros versammelt Sabine Luciani die einschlägigen Belege und kategorisiert diese nach einem sehr differenzierten System, das sich allerdings in der Darstellung ihres Aufsatzes mitunter als etwas zu kleinteilig erweist, wenn beispielsweise nicht selten Überkapitel lediglich aus einem einzigen Satz bestehen (z. B. 208 oder 213). Dennoch stellt ihr sehr ausführlicher und mit treffenden Kategorien operierender Aufsatz mehr als eine wertvolle Sammlung für weitere Detailforschungen dar; die meist treffende, wenn auch durchweg sehr knappe Einordnung und Kommentierung der betreffenden Stellen bietet dem Leser immer wieder wertvolle Orientierung. Komplementär zu dieser Studie untersucht im nächsten Beitrag François Prost die Darstellung Epikurs und arbeitet eine Entwicklung zwischen *De finibus* und den Tusculanen heraus, die in einer „réconciliation ultime avec Épicure“ münde (242). Auch formal stellt die gedankliche Durchdringung der Problematik und die Herausarbeitung teils überraschender Querverbindungen in einem nur minimal gegliederten Fließtext ein Gegenstück zu der vorangegangenen Studie über die Darstellung Zenons dar, die einmal mehr beweist, dass man auch und zumal in der Wissenschaft auf durchaus unterschiedlichen Wegen zu überzeugenden Ergebnissen gelangen kann.

Dass Julia Wildbergers Aufsatz, in dem sie ein „close reading“ von Tusc. 5,88f. unternimmt (245), gegenüber den übrigen Beiträgen insbesondere deshalb ein wenig abfällt, weil die Verfasserin trotz lobenswerten Detailbeobachtungen auch im (von den übrigen Beiträgern etwas

stiefmütterlich behandelten) stilistischen Bereich stets ein wenig den Eindruck erweckt, mehr oder minder vergeblich nach einem roten Faden ihrer Argumentation zu suchen, tut dem insgesamt sehr positiven Eindruck, den der Eröffnungsband der Reihe *Philosophia Romana* erweckt, so kaum Abbruch. Dass Reihe und Band vor dem Hintergrund ihrer Themenstellung für den akademischen wie den schulischen Unterricht von hoher Relevanz sind, braucht ohnehin nicht eigens betont zu werden, sodass abschließend eine uneingeschränkte Leseempfehlung an alle aus beruflichen und/oder privaten Gründen an der römischen Philosophie Interessierten ausgesprochen sei.

HEIKO ULLRICH

D. Pausch (2021): Virtuose Niedertracht. Die Kunst der Beleidigung in der Antike, München, C.H. Beck, 223 S., 11 Abb., Eur. 22,- (ISBN 978-3-406-76623-7).

Mit der „Virtuose[n] Niedertracht“ hat Dennis Pausch (P.), Lehrstuhlinhaber für Latinistik an der TU Dresden, ein hübsches Büchlein über Formen antiker Beleidigungen vorgelegt, amüsant geschrieben, flüssig im Stil mit vielen Aktualitätsbezügen, nett zu lesen. So lernen die fachfremden Leserinnen und Leser viele typische Situationen kennen, in denen sich Herabsetzungen in der antiken Welt realisierten. Unter den Überschriften IV 1. Feder oder Schwert, 2. Politiker gegen Politiker, 3. Schriftsteller gegen Schriftsteller, 4. Vor Gericht, auf der Straße, überall, 5. Herkunft als Herabsetzung, 6. Fehlende Bildung, der falsche Beruf und 7. Verhalten als Vorwurf werden von P. typische Situationen beleuchtet. Natürlicherweise ist dabei die Perspektive des Verf. immer die des Rezipienten von Literatur, sieht man von den wenigen beigezogenen Graffiti ab, aber selbst dort handelt es sich nicht

um die Sicht eines Beteiligten, sondern um die des nicht betroffenen Zuschauers. Es begegnen also die Figuren der plautinischen Komödie, Cicero mit seinen Gegnern und Streitpaare in der Dichtung Catulls, des Horaz, Juvenals und Martials. Ob es bei dieser schon per se wirkmächtigen „Blütenlese“ (12) trivialer, politisch korrekter Gegenwartsbezüge bedarf wie beispielsweise in Anspielung auf den früheren amerikanischen Präsidenten Trump („leichte Beute für jeden antiken oder modernen Populisten [...], der ihm verspricht *to make Rome great again*“, 126), ist eine Frage des Geschmacks, scheint dem Rez. aber eine eher fragwürdige Methodik unter dem Anspruch seriöser Wissenschaftlichkeit. Vielleicht hält sie der Verf. für nötig, weil die meisten Textstellen schon von Opelt (1969) und Fink (1990) behandelt wurden.

Die Herabsetzungen und Beschimpfungen in der neuerlichen Sammlung aus der Sicht des unbeteiligten Dritten verharmlosend als eine Kunstform zu interpretieren, hält P. für eine eher gewagte These, die zudem nicht schlüssig begründet wird. Denn viele Deutungen bleiben spekulativ, wie allein schon der vom Verf. gern benutzte Konjunktiv verdeutlicht. Kann denn Beleidigung in der Antike eine Kunst sein, fragt man sich zweifelnd, wenn selbst XII Tafelgesetz, *vetus* und *novum testamentum* sowie der Talmud sie verbieten? (Vgl. dazu vor allem Antje Lann Hornscheid et al. (Hrsg., 2011): Schimpfwörter – Beschimpfungen – Pejorierungen. Wie in Sprache Macht und Identitäten verhandelt werden, Frankfurt/M.) Schwerer aber noch als diese Bedenken wiegt das komplette Fehlen der Auseinandersetzung mit der modernen linguistischen Literatur. Auch manche Kategorisierung der Beschimpfungen erfolgt ohne den Hinweis auf ihren Ursprung in der einschlägigen Fachliteratur.

Die monierten Kriterien wären für P. nämlich leicht im einschlägigen Lemma „Schimpfwörter“ des Rez. aus dem Jahr 2017 online verfügbar gewesen.

So kann das *opusculum* trotz aller Publicity in den Medien von hier aus kaum zur Anschaffung empfohlen werden, obwohl es aus dem Sonderforschungsbereich 1285 „Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung“ hervorgegangen ist. Sollte sich etwa die Ansicht von Jens Loenhoff in der FAZ vom 13.05.2021 bewahrheiten, dass Interdisziplinarität solider wissenschaftlicher Arbeit hinderlich ist?

MICHAEL WISSEMANN

Maier, F. (2021): Europa. Seine verborgenen Fundamente, Idea Verlag GmbH, 298 Seiten, EUR 22,- (ISBN: 978-3-88793-174-2).

Eine Sammlung von 23 Vorträgen, die ursprünglich zwischen 1976 (Nr. 7 Das Wort als Waffe) und 2020 (Nr. 17 Zwischen zwei Lebensmodellen, Nr. 19 Zwei unvergleichbare Welten) gehalten wurden.

Das Thema Europa ist Friedrich Maiers (M.) Leitmotiv; Europa mit all den Facetten, die auch in diesem vorliegenden Buch zum Tragen kommen.

Dass es in dieser Sammlung mehrere Beiträge gibt, die sich teilweise überschneiden, wird vom Autor im Vorwort entschuldigend angemerkt. Für eine Entschuldigung gibt es meines Erachtens überhaupt keinen Anlass und ich sehe es wie der Autor als Vorteil, „weil auf diese Weise Erkenntnisse vertieft und Wissen gefestigt wird.“ Der Auflistung der Vortragsanlässe und Vortragsstätten auf den Seiten 291ff. kann man entnehmen, dass die Vorträge zwar überwiegend, aber nicht ausschließlich vor Fachpublikum gehalten wurden. Darauf nimmt der Autor Rücksicht, indem er die Zuhörer:innen/

Leser:innen nicht mit lateinischen Zitaten allein lässt, sondern in deutscher Übersetzung wiedergibt. Den Zuhörer:innen werden Fakten aus ihrer Schulzeit wieder in Erinnerung gerufen, neu verknüpft und in einem anderen Licht erhellt. Auch ein vorgebildetes Publikum wusste und weiß es zu schätzen, wenn das eigene Wissen aus den Archiven der Schulzeit geholt wird und das einstmals Gelernte als etwas immer noch Wissenswertes und Wertvolles erlebt wird. Dabei ist es besonders bemerkenswert, wie es M. gelingt die zunächst hochabstrakt und distanziert-intellektuell wirkenden Themen in einer stets zugänglichen Sprache darzustellen, ja erlebbar zu machen. Eigentlich müsste diesem Buch eine Audio-CD beigelegt werden!

In „Die Geburt der Vernunft“ (Text 1, 13ff.) kann man schön sehen und fast schon hören, mit welchem Vorgehen die Aufmerksamkeit der Zuhörer:innen geweckt und durchgängig erhalten wird. Bei der Anekdote über Thales, dem „Hans-Guck-in-die-Luft“ aus Platons Theätet, erweckt M. wie mit einem Earcatcher in der Werbung die Aufmerksamkeit des Publikums. Das Publikum wird aber nicht nur unterhalten. Vielmehr gelingt es dem Autor in hervorragender Weise eine Balance zu halten zwischen der Wissenschaftlichkeit des Themas und der Adressatenzugewandtheit und Rücksicht gegenüber einem Publikum, das in der Regel nicht überwiegend aus studierten Altphilologen besteht. Die ‚Insider‘ bekommen die griechischen und lateinischen Fachausdrücke ‚geliefert‘, während der Text für jedermann verständlich bleibt. Da merkt man eben, dass M. nicht nur ein Vollblut-Wissenschaftler, sondern auch ein leidenschaftlicher Didaktiker ist.

Als Didaktiker beherrscht der Autor natürlich die didaktische Reduktion, die bei seinen Themen, die in einem begrenzten zeitlichen

Rahmen abgehandelt werden müssen, fundamental wichtig ist. Dabei gelingt es ihm immer auf schlüssige Weise weite Bögen zu spannen, die Tragweite und Tragfähigkeit antiken Denkens, der antiken Fundamente, bis in unsere Gegenwart zu beweisen.

Kenntnisreich macht M. deutlich, wie philosophisches Gedankengut der Antike nicht verklärend und verherrlichend mit der Gegenwart in Bezug gesetzt wird, sondern wie dynamisch von antiken Fundamenten ausgehend und in der Auseinandersetzung mit diesen weitergedacht und -geforscht wird, wie z. B. im Abschnitt über Francis Bacon (21f.).

Einen weiten Bogen von der Antike bis in unsere Gegenwart spannt M. in den Kapiteln 3 (Frieden und Freiheit) und 4 („Europa – Herrin der Welt“). Während der Friede „Reichtum und Gedeihen der Polis“ garantiert, war „das Verhältnis von Frieden und Freiheit“, ein Begriffspaar, das im heutigen Europa meist in einem Atemzug genannt wird, „von Anfang an konfliktträchtig.“ (37) Als Alexander ganz Griechenland beherrschte, blieb „weder dem Individuum noch dem Staat die Chance der Freiheit.“ (38)

Ähnlich war es in Rom: Als nach Jahrzehnten blutiger Bürgerkriege endlich Frieden herrschte, war dieser zugleich das Ende der römischen Republik, der *res publica libera* (42). Die Freiheit der Republik war quasi auf dem Altar des Friedens, der *Ara Pacis* geopfert worden. „Als politischer Leitwert war Freiheit [...] unter Augustus aus dem Vokabular des öffentlichen Diskurses in Rom verschwunden.“ (45) Freiheit und Frieden standen als politische Leitbegriffe „geradezu in Todfeindschaft einander gegenüber.“ (47) Nach dem Ende des Imperium Romanum, so macht M. auf erschreckende Weise deutlich, sind die Begriffe „Freiheit“ und „Frieden“ nicht mehr relevant, weder in der Literatur noch in der

politischen Realität. Erst nach den beiden Weltkriegen im 20. Jahrhundert „entstanden 1945 pazifistische Bewegungen, die unter dem Motto ‚Nie wieder Krieg!‘ eine ‚Zukunft in Frieden und Freiheit‘ beschworen. Und es ist Wirklichkeit geworden. Über „75 Jahre Frieden und Freiheit in Europa“ schreibt M. geradezu beschwörend „– ein Glücksfall der Geschichte, einmalig und einzigartig – und nicht hoch genug einzuschätzen.“ (49)

In seinen Texten zeigt sich M. immer als sehr politischer Mensch, als Wissenschaftler, der seine Kraft und Überzeugungen aus der griechisch-römischen Philosophie und Geschichte schöpft. Das befähigt ihn unsere Gegenwart aus dieser Distanz zu relativieren und Antike und Gegenwart durchaus kritisch zu hinterfragen. Er erliegt dabei nicht der Versuchung – wie öfter bei Antike-begeisterten Altphilologen gesehen – die Antike als hehres Vorbild erscheinen zu lassen. Nein, der Autor nimmt ganz dezidiert Stellung zu aktuellen politischen Problemen, wie zum Beispiel zur Flüchtlingskrise: „Wer [...] das nationale Interesse über die gemeinsame geistige und kulturelle Tradition des Kontinents stellt, die sich im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden ausgeprägt hat, schließt sich zwangsläufig aus der europäischen Wertegemeinschaft aus. Ethische Verantwortung ist auch zuständig für Fremde in der Not.“ (Text 6, 93) Und er fragt, ob Flüchtlingshilfe nicht eine Art der Wiedergutmachung für all die Unmenschlichkeit sein sollte, die von europäischen Ländern über die Welt gebracht wurde. Zu dieser Unmenschlichkeit gehört meines Erachtens auch, was M. im vierten Abschnitt des vierten Textes auf den Seiten 58-60 über den Römischen Imperialismus und den europäischen Kolonialismus sagt: Gewaltsame Christianisierung, weitgehende Vernichtung der indigenen Einwohner auf dem amerikanischen

Kontinent, Deportation von Millionen von Afrikanern als Sklaven oder Vernichtung ganzer Volksstämme in Afrika ... Es gibt genug Gründe für eine Wiedergutmachung!

Es würde den Rahmen einer Buchbesprechung sprengen, wenn ich hier auf jeden einzelnen der 23 Texte eingehen wollte, wenngleich sie es wert wären. Hoffentlich werden sie von zahlreichen Menschen bemerkt, bedacht und beherzigt! Sie sollten Pflichtlektüre für Politiker werden. Gerne wünschte ich mir eine Fortsetzung!

Die gelegentlich eingefügten Gedichte von Luise Maier unterstützen die politische Intention des Autors eindringlich und hätten eine eigene Besprechung verdient!

HANS DIETRICH UNGER

Zerjadtke, M. (Hrsg., 2020): Der ethnographische Topos in der Alten Geschichte. Annäherungen an ein omnipräsentes Phänomen, Hamburger Studien zu Gesellschaften und Kulturen der Vormoderne Bd. 10, Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 164 S., EUR 40,- (ISBN 978-3-515-12870-4).

Die Auseinandersetzung mit literarischen Topoi liegt in den Altertumswissenschaften, besonders aber in der Klassischen Philologie, im Trend. Seit 2015 ist eine signifikante Zunahme an Publikationen zu verzeichnen. Das Gros der Studien beschäftigt sich dabei mit Topoi der thematischen Felder Krieg, Exil und Frieden. Auch in der Alten Geschichte findet der Topos-Begriff ganz selbstverständlich Verwendung, vor allem bei Quellenkritik und Diskursanalyse, obschon er mit zwei grundlegenden Beschwerden behaftet ist. Zum einen liegt bis dato keine mehrheitlich akzeptierte Begriffsdefinition vor und nicht selten werden die inhaltlich verwandten Termini Cliché und Stereotyp leichtfertig synonym gebraucht. Zum anderen stehen Gelehrte gerade in historisch angelegten Untersuchungen regel-

mäßig vor der Gretchenfrage nach dem Realitätsgehalt topischer Aussagen. Besonders schwierig gestaltet sich diese in Bezug auf die bisweilen fantastisch anmutenden Berichte über ethnische Gruppen außerhalb der griechisch-römischen Welt, von welchen wenige oder gar keine Schriftquellen erhalten sind.

An diesen beiden Problemstellen setzt der von Michael Zerjadtke (Z.) (Hamburg) herausgegebene Sammelband an. In einer thematischen Einführung problematisiert der Herausgeber durch eine Kontrastierung der antiken Beschreibungen von Aristoteles (τόπος) und Cicero (*locus communis*) mit den terminologischen Konzepten der Klassischen und der Deutschen Philologie die Schwammigkeit des Topos-Begriffs in der Alten Geschichte. Zuletzt präsentiert Z. einen neuen Ansatz zur Lösung der Frage nach der Historizität ethnographischer Topoi. Er schlägt eine Brücke vom ‚materiellen‘ Topos, einem Element des kollektiven Wissens, zum ‚Stereotyp‘ einer Sammlung typischer Charakteristika, die einer Gruppe attestiert werden und der verallgemeinernde Kollektivmeinungen zugrunde liegen. Sozialpsychologischen Studien zufolge können einem Stereotyp persönliche Erfahrungen und ein wahrer Kern zugrunde liegen. Z. überträgt diesen Befund auf den ethnographischen Topos. Dieser Ansatz ist die Prämisse für sechs Fallstudien, die verschiedene Aspekte ethnographischer Topoi beleuchten und so zur Schärfung der Begrifflichkeit beitragen sollen.

Alexander Free (München) stellt in einem theoretischen, breit angelegten Beitrag heraus, dass Topoi für die antike Historiographie grundsätzlich unverzichtbar waren. Sie wurden nicht nur von den Historiographen genutzt, um Lücken im Narrativ zu schließen, ihre Behandlung wurde auch von der Leserschaft erwartet. Die Topoi dockten an das diskursive Wissen der

belesenen Rezipienten an und waren Gegenstand dissentierender Rückbezüge auf ältere Werke, wie Free am Beispiel Arrians zeigt. Die Aufnahme von – euphemistisch ausgedrückt – fragwürdigen Inhalten wurde somit paradoxerweise zu einem Qualitätsmerkmal des Werks. Dass ethnographische Topoi eben nicht nur ein Phänomen literarischer Quellen waren, sondern auch im Alltag weite Verbreitung fanden, illustriert Patrick Reinard (Trier) anhand papyrologischer Zeugnisse am Beispiel der Juden im kaiserzeitlichen Alexandria. Die attestierten negativen Eigenschaften sind in diesem Fall vermutlich auf Fehlinterpretationen kultureller Bräuche zurückzuführen. Einige der untersuchten Topoi wurden von Historiographen intentional aufgegriffen, um ein negatives Bild des Gegners zu entwerfen. Das gilt auf der einen Seite für die im Perserreich angeblich typische Strafe der Häutung. Julian Degen (Kiel) macht diese durch Keilschriftquellen plausibel historisch greifbar, zeigt aber auf, dass sie nur bei besonders schwerwiegenden Vergehen verhängt wurde. Auf der anderen Seite gilt das für drei bislang nicht hinterfragte Aspekte der karthagischen Militärgeschichte, nämlich den Seemachtstatus, das ‚Aussetzen‘ ungehorsamer Söldnertruppen auf einsamen Inseln und die Person des lakedaimonischen Söldnerführers Xanthippus. Falk Wackerow (Hamburg) gelingt es, an diesen zumindest Zweifel zu wecken. Jan Köster (Berlin) zeigt am Beispiel der Perserzerstörungen bei Pausanias auf, dass Topoi in der Historiographie auch bemüht werden konnten, um Emotionen und Erinnerungen zu erzeugen, selbst dann, wenn die Historizität der beschriebenen Ereignisse nachweislich nicht gegeben war. In der letzten Fallstudie verdeutlicht erneut Z. anhand von vier Topoi über Germanen, dass die zugeschriebenen Charakteristika ausschließlich Abweichungen von römischen

Normvorstellungen umfassen und somit relativ, also aus römischer Perspektive zu verstehen sind. Damit zieht er eine weitere Verbindung zur Stereotypisierung. Im Resümee präsentiert der Herausgeber die Ergebnisse des Sammelbands in kondensierter Form und formuliert, basierend auf den Befunden, eine Liste allgemeingültiger Regeln sowie eine Definition des Topos-Begriffs im ethnographischen Zusammenhang.

Der Vorzug des Sammelbands liegt weniger in dem Nachweis der bloßen Möglichkeit, dass ethnographische Topoi Bezüge zu historischen Realitäten aufweisen können – dieser Umstand war, wie in der Einführung auch eingeräumt wird, bereits bekannt. Der Gewinn liegt vor allem in dem eingangs entwickelten sozialpsychologisch fundierten Ansatz. Dieser führt als Prämisse der Fallstudien zu interessanten und wichtigen Befunden, die zu einer deutlichen Schärfung des althistorischen Topos-Begriffs beitragen, auch wenn die geforderte begriffliche Trennung von Topos und Stereotyp in den Fallstudien nicht immer konsequent umgesetzt wird. Für künftige Forschungen zu ethnographischen Texten wird der Sammelband einen wichtigen Impuls setzen.

ADRIAN S. ERBEN

Diegel, L. (2020): Life writing zwischen Republik und Prinzipat. Cicero und Augustus (Schweizer Beiträge zur Altertumswissenschaft 53), Basel, Schwabe, 379 S., CHF 68,- /EUR 68,- (ISBN 978-3-7965-4229-9).

Wenn ein junger Mensch, der kein altphilologisches Fach, sondern wie Laura Diegel (D.) Geschichte und Romanistik studiert hat, sich in seiner Dissertation ausgerechnet den Werken Ciceros zuwendet, hat er mit gewissen Vorurteilen auf Seiten der Leserschaft zu kämpfen. Selten jedoch sind diese Vorurteile so gründlich bestätigt worden wie im Fall der vorliegenden

Abhandlung, wenn D. etwa aus dem Akkusativ <illustrem> *illum et memorabilem annum suum* (so zitiert 200 Anm. 960) im Fließtext den Nominativ *illustris illus [sic] et memorabilis annus suus* herstellt (200). *Quid plura?*, hätte der Großmeister der lateinischen Rhetorik mutmaßlich ausgerufen – und der Verfasser der vorliegenden Rezension ist durchaus versucht, es ihm nachzutun und die Besprechung an dieser Stelle zu beenden.

Nun mag es beckmesserisch erscheinen, wenn unberufene Philologen über eine althistorische Arbeit herfallen, nur weil die *latinitas* der Verfasserin auf so wackeligen Füßen steht, dass sie durchgängig auf Übersetzungen angewiesen ist, die im Fließtext zitiert und in der Regel (immerhin!) in den Fußnoten durch die entsprechenden Originale abgesichert werden. Was schadet es schon, wenn Cicero bei D. über „seine [sic] *labor*“ spricht (9), der Beginn von Cic. Brut. 322 in der Form *Nihil me dicam* (anstelle des korrekten *Nihil de me dicam*) zitiert wird (66) oder Ciceros Lebensplan (*vitae meae rationes*) zu Beginn der Rede *De imperio Cn. Pompei* von D. zu der ungrammatischen Form *vita meae rationes* verunstaltet wird?

Und wahrscheinlich könnte sich selbst ein in dieser Hinsicht extrem konservativer Rezensent nachsichtig zeigen, wenn es sich bei D.s Untersuchung zu den autobiographischen Schriften Ciceros und des Augustus um eine innovative, eigenständig argumentierende oder auch nur den aktuellen Stand der Forschung abbildende Arbeit handeln würde. Bedauerlicherweise aber ist es durchaus bezeichnend, wenn D. sich über „das Interesse mancher nach Sensationen gierender Forscher“ (an Ciceros *Expositio de consiliorum suorum*) mokiert (157) – ihr selbst nämlich kann man beim besten Willen kein Interesse an irgendeiner Art von Erkenntnisgewinn vorwerfen.

Zwar wird das Konzept des im Titel der Arbeit genannten *Life writings* eingangs im Anschluss an die Forschungen des Persönlichkeitspsychologen Dan P. McAdams kurz vorgestellt (17-22), im weiteren Verlauf der Untersuchung wird aber nur noch ein einziges Mal auf dieses theoretische Fundament der Studie eingegangen (176-178). Auch das Register, in dem die eingeführten Begriffe aus dem Instrumentarium der *life story* aufgelistet werden (376), weist lediglich für das sogenannte *commitment script*, mit dem im vorliegenden Fall gemeint ist, dass Cicero und Augustus sich als Retter der Gemeinschaft vor der Bedrohung durch Catilina bzw. Antonius gerieren, Belegstellen außerhalb der Einführung auf.

Stattdessen werden Ciceros Aussagen über seinen Bildungsgang, seinen Aufstieg zum Konsul, den (nach D.s – und zugegebenermaßen zahlreicher weiterer Althistoriker – Meinung: das) Konsulat, das Exil und die Rückkehr sowie eine um die *Zweite Philippische Rede* (in D.s Diktion: „Die 2. Rede der [offensichtlich fälschlich als Neutrum Plural aufgefassten] Philippika“, vgl. insbesondere 230 Anm. 1157) zentrierte „Spätphase“ weitgehend unkommentiert aufgelistet, das etwas ansprechendere Augustus-Kapitel ist dann einfach nach dem nicht überlieferten Werk *De vita sua* und den *Res Gestae* gegliedert. Ein Ausblick auf die autobiographischen Schriften aus dem Umfeld des julisch-claudischen Kaiserhauses geht einer sehr kurzen Zusammenfassung voraus, die der weitgehenden Ergebnislosigkeit der vorliegenden Monographie auch quantitativ sinnfälligen Ausdruck verleiht.

Wann immer strittige Forschungsfragen zur Sprache kommen, referiert D. wahllos einige Meinungen, um dann mantraartig jeglichen auf einer klassischen Interpretation der vorliegenden Fakten aufbauenden Erkenntnisfortschritt als „Spekulation“ zu diffamieren (vgl. beispielsweise

271, 283 oder 325). Dass diese Verweigerung jeder Festlegung direkt in die vollständige Aporie oder in krasse Selbstwidersprüche führen muss, zeigt D. beispielsweise, wenn sie zunächst – überraschend genug – im Hinblick auf die *Res Gestae* behauptet: „Im Übrigen ist es auch nicht ausschlaggebend für die Bedeutung und Aussagen des Textes, wann er geschrieben wurde“ (284), nur um wenig später mit Bezug auf denselben Text zu konstatieren: „Der Verfassungszeitpunkt wirkt sich grundlegend auf die Gestaltung des Inhalts aus“ (298).

Der Großteil von D.s Arbeit besteht jedoch ohnehin aus der schlichten Paraphrase (offensichtlich nach dem Zufallsprinzip) ausgewählter Passagen aus den Schriften Ciceros bzw. des Augustus, in denen diese über die eigene Biographie sprechen. Erschreckender noch als die Tatsache, dass sich der Informationsgehalt der Studie über weite Strecken in dieser einer wissenschaftlichen Arbeit unwürdigen Inhaltswiedergabe erschöpft, ist die Form, in der selbige Nacherzählung unter Verzicht auf jegliche Kennzeichnung als indirekte Rede erscheint. Stattdessen erweckt die durchgängige Verwendung des Indikativ Präteritum den Eindruck historischer Faktizität bzw. gläubiger Übernahme dessen, was Cicero von sich behauptet: „[...] stand [...] waren [...] fielen [...] lernte [...] schrieb [...] nahm [...] fesselte [...] legte [...]“ (60).

Dass D. mit der korrekten Wiedergabe fremder Meinungen tatsächlich rein sprachlich hoffnungslos überfordert ist, mögen die beiden folgenden Passagen zeigen: „In der griechischen Antike erkennt Misch die Dominanz des Allgemeinen, welches das Individuelle in den Hintergrund rücken liesse. Zwar war die literarische Gattung der Selbstbiographie kaum ausgeprägt, doch förderte die griechische Philosophie die Beschäftigung mit sich selbst, welche als Weg-

bereiter späterer Autobiographie wie derjenigen Augustins zu begreifen sei“ (34). Stimmt hier neben der falschen Verwendung des Konjunktivs II, dem abrupten Wechsel in den Indikativ Präteritum und dem erneuten Schwenk zum – richtigen, aber den ungunstigen Eindruck eines Zufallstreffers hinterlassenden – Konjunktiv I außerdem noch die Tatsache bedenklich, dass Georg Mischs Forschungsbeitrag zur antiken Autobiographie von 1907 der einzige ist, mit dem sich D. intensiver auseinandersetzt (33f.), während etwa die Untersuchung von Stephanie Kurczyk aus dem Jahr 2006, die D.s ‚Arbeit‘ schon vom Ansatz her weitgehend obsolet macht, nur *en passant* erwähnt wird (37f.), zeigen sich die sprachlichen Probleme in noch komprimierterer Form anlässlich einer Paraphrase aus den *Res Gestae* des Augustus, in der „Tiberius [...] dem Tigranes das armenische Königreich übergibt und Pannonien unterwarf“ oder deutlich werde, „dass Augustus in Vielem der Erste gewesen sei, dem das Betreffende gelungen wäre“ (303). *O tempora, o modi!*

Die Verwendung stilistisch extrem unschöner Helvetismen wie des Verbuns „konkurrenzieren“ (272, 317, 332) sollte dabei nicht darüber hinwegtäuschen, dass vieles, was D. schreibt, auch dem Schweizer (Bildungs-)Bürger die Schamesröte ins Gesicht treiben dürfte: Nach „insofern“ etwa wird wahlweise mit „dass“ oder „als dass“ (beispielsweise 69, 141, 218, 301, 320) weiter konstruiert und selbst der aus (schlechten) Schüleraufsätzen berüchtigte „dass wenn“-Satz erscheint – wenn auch nur ein einziges Mal (143). So kann es kaum verwundern, wenn nach D.s Ansicht „*De vita sua* mit Wunderzeichen hantiert“ (315), ein „Text ähnlich des Musters [sic] eines neuzeitlichen Bildungsromans gestaltet“ sein soll (323, vgl. auch „Dank seines [...]“; 84) oder die 3. Person Singular Indikativ Präsens des Verbuns ‚einflechten‘

gegen jede Regel der deutschen Grammatik bei D. „einflechtet“ lautet (203).

Hinzu kommen Stilblüten, von denen man kaum sagen kann, ob man ihre Existenz beklagen oder belächeln soll: Cicero und Atticus werden als „Freundespärgen“ bezeichnet (54), Pompeius fühlt sich „auf den Schlips getreten“ (92 Anm. 260), Hortensius dagegen ist die „unbestrittene Nummer 1 auf dem Forum“ (64) und die (im Übrigen kurz zuvor totgesagte) Autobiographie – ironiefrei und ohne Anführungszeichen – ein „Evergreen“ (320). Anstelle der ‚Eloge auf Crassus‘ wird in Verkennung der Inexistenz eines Genitivus obiectivus im Deutschen von der „Eloge des Crassus“ gesprochen (57, ähnlich auch die „Anforderung des Textes“ 65 oder die auch aufgrund ihrer erneut umgangssprachlichen Färbung fragwürdigen „Vorwürfe populärer Lieböugelei Ciceros“, 76). Besonders verstörend ist die Formulierung D.s, wenn sie „von einem Fall in Ungnade des Maecenas“ spricht und damit meint, dass Maecenas bei Augustus in Ungnade gefallen sei (246). Deutlich an der Idiomatik des Deutschen vorbei geht auch die folgende Bemerkung zu Agrippa: „Sein Selbstbewusstsein gereichte wie erwähnt auch ihm zu einer Erinnerungsschrift über sein Leben [...]“ (244).

Wenn Cicero dann auch noch sein<en> Konsulat „in eine epische Gewandung packt“ (111), über die Urania-Rede gesagt wird: „Sie erinnert obskur an die Katastrophe voraussagende Zeichen“ (121), D. „ein Aufleuchten der Auseinandersetzung“ feststellt (141), der Gegensatz zwischen den beiden Schriften des Augustus folgende Formulierung findet: „War *De vita sua* noch ein Dokument, das höchstens einem kleineren Kreis von Standesgenossen in die Hände fiel, boten sich die *Res Gestae* freimütig den Blicken aller Römer feil“ (242), dem Tatenbericht zudem zugebilligt wird, „keine Spur von stolzem Ange-

bertum gegenüber der ägyptischen Königin“ zu zeigen (296), vom „[g]ewaltsame[n] Rauswurf“ der Senatoren die Rede ist (247 Anm. 55) oder sehr pauschal, ohne jeden Beleg und vor allem in geradezu erheiternd missglückter Metaphorik über denselben Text behauptet wird, dass dieser sich „in Schlichtheit und Klarheit hüllt“ (308), dann kann man sich als Leser und Rezensent wohl tatsächlich nur noch dem berühmten Diktum Juvenals anschließen und ausrufen: *Difficile est saturam non scribere!*

HEIKO ULLRICH

Freyburger Galland, M.-L. / Harich-Schwarzbauer, H. (2020): Res novae. Bouleversements dans les sources humanistes du Rhin Supérieur/ Umbrüche in den humanistischen Quellen des Oberrheins. Collegium Beatus Rhenanus. Bd. 8., Stuttgart, Steiner Verlag, 198 S., EUR 44,- (ISBN 987-3-515-12698-4).

Erfreulicherweise lässt sich beobachten, dass die Zahl der Publikationen zum Neulatein in den letzten Jahren deutlich gestiegen ist. Ich verweise auf die Überblickswerke von Stroh, Wilfried (2007): *Latein ist tot, es lebe Latein. Kleine Geschichte einer großen Sprache*, Berlin; Leonhardt, Jürgen (2009, 2010): *Latein. Geschichte einer Weltsprache*, München; Korenjak, Martin (2016): *Geschichte der neulateinischen Literatur. Vom Humanismus bis zur Gegenwart*, München. Bei dem Band, den Marie-Laure Freyburg-Galland und Henriette Harich-Schwarzbauer herausgegeben haben, handelt es sich um eine Sammlung von Beiträgen, die auf eine mehr oder weniger fest begrenzte Region bezogen sind: das Gebiet des Oberrheins. Diese Publikation zeigt ein Beispiel gelungener Kooperation mehrerer Universitäten im Grenzgebiet Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Das erste Projekt, das die Universitäten Freiburg/Br., Basel, Stras-

bourg und Mulhouse realisiert haben, stellte die Erforschung humanistischer Quellen der genannten Landschaft in den Mittelpunkt (*Le sel antique: Epigramme, satire, théâtre et polémique/ Salz der Antike: Epigramm, Satire, Theater, Polemik*, Stuttgart 2016). Im zu besprechenden Band geht es um weitere Untersuchungen des „Humanistischen Erbes am Oberrhein“ – so der Titel eines Projektes, das im europäischen Wissenschaftskontext angesiedelt ist und von der EU finanziell gefördert wurde. Es gab eine Reihe von Expositionen, die den Reichtum der Bibliotheken im Oberrheingebiet beleuchteten. Im Zentrum der Analysen stehen Editionen namhafter Humanisten sowie die Drucke, die durch die neue Erfindung ermöglicht wurden. Zeiten von Umbrüchen gab es natürlich auch schon in der Antike. In der Phase des ausgehenden 15. Jahrhunderts und des beginnenden 16. Jahrhunderts lassen sich vier markante ‚Umbrüche‘ (*bouleversements*) konstatieren, die auch zugleich als Kriterien für die Auswahl der Themen fungieren: Erstens die Entdeckung des Buchdrucks, deren Chancen die Humanisten sofort aufgriffen und für die Verbreitung ihrer Ideen nutzten; zweitens die Entdeckung Amerikas und die damit verbundene Verbreiterung der Perspektiven, die sich Mediziner, Mathematikern und Naturwissenschaftlern darboten; drittens der „neue Blick, mit dem die Humanisten die gesellschaftlichen und politischen Umbrüche der Antike wie die ihrer eigenen Zeit betrachten“ (10); viertens neue Wege der Kommunikation, deren sich die erneuernde Pädagogik der damaligen Zeit bediente.

Nach dem Vorwort, das zweisprachig angelegt ist, folgt der erste Großabschnitt, in dem die „Auswirkungen der Anfechtungen, die Entdeckungen und zeitgenössischen Krisen auf die Humanisten“ behandelt werden (*Répercussions des contestations, découvertes et crises contem-*

poraines sur les humanistes) (13-121). Daran schließt sich das zweite Großkapitel an, in dem es um die „Geschichte des Buches: Mutationen und Umwälzungen“ geht (*Histoire du livre, de mutations en Révolutions*, 125-196). Die Mehrheit der Beiträge ist auf Französisch verfasst (7), drei auf Deutsch. Zahlreiche Illustrationen unterstützen die Aussagen visuell, am Ende aller Beiträge bieten die Autorinnen und Autoren wichtige bibliographische Angaben. Im *Index nominum* (196-197) findet man Stellenangaben zu antiken und mittelalterlichen Namen und zu Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts.

Im ersten Aufsatz (13-34) weist M. Lehmann am Beispiel von Martin Waldseemüllers Weltkarte (1507) nach, dass sich die Politik in außerordentlichem Maße am Anfang des 16. Jahrhunderts der Möglichkeiten der Kartographie bedient hat. Die Grundlagen für die Entwicklung dieses Wissenschaftszweiges wurden vor allem durch die enge Verflechtung „der portugiesischen Krone, den oberdeutschen Handelshäusern und Maximilian von Habsburg“ gelegt (32).

Im zweiten Aufsatz befasst sich Elodie Cuisard (C.) mit Briefen des Humanisten Beatus Rhenanus (1485-1547). Darin spielt nicht nur der Wunsch nach Protektion durch einflussreiche Persönlichkeiten eine Rolle, sondern auch eine Einladung zur Lektüre wichtiger Werke, die der Humanist vorbildlich herausgegeben hat. Erfolgreich hat sich Beatus Rhenanus um die Edition lateinischer Kirchenväter, antiker Klassiker und römischer Historiker, vor allem um die *Opera omnia* des Tacitus bemüht. Er hatte die berühmte Lateinschule in Schlettstadt besucht, in Paris studiert und eine Buchdruckerlehre absolviert. Beatus Rhenanus wirkte als Drucker und Redakteur in verschiedenen Städten wie Strasbourg, Basel, Schlettstadt, Paris. Mit bekannten Humanisten seiner Zeit pflegte er

enge Kontakte, auch mit Erasmus von Rotterdam. Seine private Büchersammlung ist noch heute zu besichtigen, da er sie der Humanistenbibliothek in Sélestat vermachte. Sie wurde sogar in die Liste des Weltdokumentenerbes der UNESCO aufgenommen. In ihrem Beitrag (*Les lettres, prudentiae monumenta face aux bouleversements du siècle. Beatus Rhenanus et la lecture des Annales de Tacite*, 35-86) analysiert C. zunächst den Brief an Bernardo Clesio, der ein einflussreicher Kleriker, Berater von Maximilian I. und Mitglied der Regierung war. Im genannten Brief werden Bezüge zur Aktualität deutlich, die durch Umbrüche gekennzeichnet sind. Es werden nicht nur Auszüge des Briefes zitiert, sondern auch ins Französische übertragen. Leider sind dabei einige Druckfehler zu beobachten (38: es muss *christiani sanguinis* heißen, nicht *christianus sanguinis*; 44: dort steht *jour le rôle*, gemeint ist wohl: *jouer le rôle*; 47: *connaît* wird mit accent circonflexe geschrieben; falsch: *instruendis*, richtig: *ad legendis pectus instruendum*; hingegen weist der Begriff *évènement* hier die richtige Schreibweise auf, in anderen Beiträgen findet sich fälscherweise die früher korrekte Schreibweise *événement*). In einem anderen Brief wendet sich Beatus Rhenanus direkt an König Ferdinand mit der Bitte, sein historisches Werk zu lesen. Dem Adressaten wird versprochen, aus der Lektüre Nutzen zu ziehen. Sein Opus sei lehrreich und informiere über die Umbrüche der Zeiten. Außerdem seien die Texte des Tacitus geeignet, die Zeugnisse der Klugheit (*monumenta prudentiae*, 47) kennenzulernen. Die Briefe zeigen, dass sich die Humanisten an den politischen und religiösen Diskursen der Zeit maßgeblich beteiligt haben. Die Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten betrafen auch die Humanisten. Am Totenbett des Beatus Rhenanus zum Beispiel standen drei protestantische Pastöre, bestattet wurde er auf

eigenem Wunsch in der katholischen Kirche seiner Pfarrei.

Delphine Viellard prüft, wie Erasmus und seine Briefpartner den *sacco di Roma*, also die Plünderung Roms, gesehen haben (*Le sac de Rome de 1527 vu par Érasme et ses correspondants*, 51-64).

Die religiösen Auseinandersetzungen der Zeit wurden schon erwähnt. Es gab auch ausgesprochene Gegner der Reformation; einer von ihnen war der Basler Humanist, Poet und Pädagoge Johannes Atrocianus. Er hat sich wie die anderen Humanisten seiner Zeit mittels Epigrammen an den zeitgenössischen Diskussionen beteiligt. Dieser Thematik hat sich Judith Hindermann gewidmet (*Die Epigrammsammlung des Johannes Atrocianus. Macrobius und Gellius als Mittel gegen die Reformation*, 65-86). Im Anhang hat die Autorin einige Epigramme ihres Protagonisten abdrucken lassen.

Den letzten Beitrag des ersten Großkapitels steuert Céline Urlacher-Becht bei, in dem sie auf eine Textstelle des spätantiken Philosophen Boethius eingeht und Randnotizen in Manuskripten analysiert, die sie in der Bibliothek in Colmar eingesehen hat (*Novum, crede, aliquid inusitatumque vidisti* [Boèce, *Consolation de Philosophie* 2, p. 1, § 9, 87-121]).

Im zweiten Großkapitel bieten die Autoren Informationen über die Veränderungen, die der Buchdruck mit sich brachte. Im ersten Beitrag geht Anja Wolkenhauer (W.) auf sogenannte Heurematakataloge (125-148) ein. Hierbei handelt es sich um Erfinder – und Erfindungskataloge, die bereits seit der Antike bekannt sind (ein Beispiel ist bei Plinius, *nat. hist.* VII, 191-215, einzusehen). Insbesondere um 1500 erlebte diese Literaturform ihren Höhepunkt. Solche Werke, die meist den Titel: *De inventoribus rerum* tragen, enthalten Informationen über neuzeit-

liche Erfindungen wie etwa das Schießpulver, die Seidenherstellung und eben den Buchdruck. Die Anordnung erfolgte meist kleinteilig und unsystematisch. W. geht dann auf den Heuremata-katalog des Polidoro Vergilio näher ein. Dabei thematisiert sie auch die Frage, ob die Moderne der Antike überlegen ist; dies wurde später in der französischen Literatur intensiv diskutiert, vor allem im 17. Jahrhundert. Die einen argumentierten, die Buchdruckerkunst sei eine Revolution, andere sprachen eher von einer Tradition. W. verweist in diesem Zusammenhang auf die aktuelle Frage, ob ein Verlag ein E-Book eher als Produkt bewirbt, das die Tradition weiterführt. Andere Häuser bevorzugen als Verkaufsargument den innovativen Charakter des E-Books. Danach erläutert W. die Beschaffenheit und die Funktion der Druckerzeichen, die jeder Drucker für sein Haus individuell erstellte.

Laurent Naas (*La fin d'une révolution? Considérations sur le passage du livre manuscrit au livre imprimé à travers quelques exemples alsaciens (1440-1539), 149-167*) wirft einen Blick darauf, wie sich der Weg von den Manuskripten zu Buchdruckerzeugnissen entwickelte. Die Leserinnen und Leser erfahren auch interessante Details über die aktuellen Bestände einiger elsässischer Bibliotheken bezüglich der vorhandenen Manuskripte und gedruckten Bücher.

Gérard Freyburger („Un innovateur: Johannes Curtus, éditeur du TERENCE de Grüniger, en 1496“, 169-179) liefert Informationen über eine Textausgabe, die mehrere Neueditionen erfahren hat und weit verbreitet war.

Isabel Suzeau-Gagnaire („Regards croisés sur l'enseignement à l'école Latine de Sélestat aux XVe et XVIe siècles“, 181-192) hat die Mitschriften von Schülern der berühmten Lateinschule in Schlettstadt genau analysiert, erstens die von Beatus Rhenanus, zweitens von Werner

Zackmann. Dabei erhalten die Leserinnen und Leser Einblicke in die Lehrmethoden der damaligen Zeit. Man erfährt auch, welche Rolle beim Erlernen der lateinischen Sprache das Deutsche spielte, ebenso wie die Texte interpretiert und kommentiert wurden.

Daniel Bornemann („Numistral, la bibliothèque numérique de la BNU“, 193-196.) gewährt einige Eindrücke in die 2013 gegründete digitale Bibliothek der Universität Strasbourg. Die Nutzer haben die Chance, zahlreiche Dokumente einzusehen. Dazu gehören antike Sammlungen, aber auch elsässische oder gar seltene oder einzigartige Sammlungen.

Insgesamt ist es den Herausgeberinnen und den Beiträgern gelungen, in angenehm zu lesenden Aufsätzen zahlreiche Facetten des neulateinischen Kulturbetriebs im oberrheinischen Gebiet des 15. und 16. Jahrhunderts zu vermitteln. In allen Beiträgen werden die Zielvorstellungen klar umrissen, die angewandten Methoden vorgestellt, Textbeispiele mitgeliefert und wichtige weiterführende Literaturangaben geboten. Lob verdient auch die länderübergreifende Kooperation verschiedener Universitäten. Es ist zu hoffen, dass humanistische Quellen auch in anderen Regionen genau analysiert und einem breiten Publikum präsentiert werden.

DIETMAR SCHMITZ

Harper, K. (2020): Fatum. Das Klima und der Untergang des Römischen Reiches, aus dem Englischen von A. und W. H. Leube, München, C. H. Beck, 567 S., 42 Abb., 8 Tab., 26 Kart., EUR 32,- (ISBN: 978-3-406-74933-9).

„Es wäre, als würde ein amtierender [sc. amerikanischer] Präsident eine Kardashian heiraten.“ (299) Zweifellos treffend beschreibt Harper (H.) mit diesen Worten die Verbindung des Kaisers Justinian mit Theodora nach seiner

Thronbesteigung im Jahre 527; dennoch ist eine solche Formulierung in europäischen Ohren für ein seriöses wissenschaftliches Buch eher ungewöhnlich, aber zugleich charakteristisch für H.s Diktion bei der Darstellung der römischen Kaiserzeit bis ins 7. Jh., soweit sie historische Fakten im Sinne traditioneller Geschichtswissenschaft, also politische, soziale und kulturelle Aspekte, betrifft. Nüchtern und in sachlichem Stil erfolgt hingegen die naturwissenschaftliche Analyse der Auswirkungen von Klimabedingungen und Krankheiten auf den Verlauf dieser Geschichte. Hier betritt der Verf. wissenschaftliches Neuland und kommt zu überraschenden Ergebnissen.

In der von ihm untersuchten Zeit macht der Verf. drei große Pandemien aus, die verheerende Wirkungen entfaltet hätten: Die Antoninische Pest während der Jahre 165 bis 191, die H. als Pocken, die Cyprianische Pest in den Jahren 248-262, die er als Ebola identifiziert, und die Justinianische Pest zwischen 558 und 749, in der er die typische Beulenpest erkennt. Allen drei Pandemien sei gemeinsam, dass sie außerhalb des römischen Reiches als Zoonosen in Afrika und Asien entstanden und auf den gut ausgebauten Verkehrswegen und Handelsrouten eingeschleppt worden seien. Sie hätten einen massiven Bevölkerungsschwund und wirtschaftlichen Niedergang ausgelöst, vom dem sich das Reich anfangs noch bedingt, aber später nicht mehr habe erholen können.

Denn gleichzeitig sei es zu tiefgreifenden klimatischen Veränderungen gekommen. In der späten Republik und der frühen Kaiserzeit von etwa 200 v. Chr. bis 150 n. Chr. habe noch ein *Roman Climate Optimum (RCO)* vorgeherrscht, das durch eine „starke und gleichmäßige Sonnenaktivität“ (77) gekennzeichnet gewesen sei und sich „als eine Warmphase mit feuchtem und beständigem Klima“ (35) erwiesen habe. Diese

günstigen klimatischen Bedingungen hätten die Basis gebildet, auf der sich das römische Reich zu seiner Hochblüte hin hätte entwickeln können. Ihr Kern habe in der Herausbildung einer Zivilisation bestanden, die ein städtisches Leben bevorzugte und dazu einer hochentwickelten Infrastruktur von Straßen und Häfen bedurfte. Die Kehrseite dieser Errungenschaften habe unter Gesundheits- und Hygieneaspekten in risikobehafteten Lebensumständen und -formen bestanden (126-128), die im Jahresverlauf zu rhythmisch wiederkehrenden Häufungen von Todesfällen und zu gelegentlichen Epidemien (Übersicht 139) führten. Die Resilienz von Gesellschaft und Staat habe aber in dieser Phase ausgereicht, um die jeweiligen prekären Situationen wirkungsvoll zu bewältigen. Nach dem RCO habe eine Übergangsphase bis 450 n. Chr. eingesetzt, die durch „die Unbeständigkeit des Klimas die Kraftreserven des Imperiums“ (36) stark in Anspruch genommen und den Verlauf der historischen Ereignisse „dramatisch“ (36) beeinflusst habe. Letztlich habe sie in die Spätantike Kleine Eiszeit (450 bis 700 n. Chr.) gemündet. In ihr hätten verstärkter Vulkanismus und die geringste Sonneneinstrahlung seit Jahrtausenden zu einer „beispiellosen biologischen Katastrophe“ (36) geführt, der der römische Staat in Kombination mit den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umständen der Zeit und den Pandemien nichts mehr entgegenzusetzen gehabt habe.

Im Ergebnis sieht der Verf. also den Verlauf der Geschichte während der römischen Kaiserzeit zu einem wesentlichen Teil durch von den historischen Akteuren unbeeinflussbare Faktoren gestaltet. Durch diese Zusammenführung historischer und naturwissenschaftlicher Zeitumstände entwirft H. eine neue Sicht auf die Geschichte der römischen Kaiserzeit, die das Buch, auch in seiner präzisen und gelungenen

Übersetzung, sehr lesenswert macht. Seine Rezeption wird für die weitere Erforschung dieser Epoche unvermeidlich sein.

MICHAEL WISSEMANN

Lobe, M. (2021): *Highlights der römischen Geschichte. Lektüretaining mit Eutrops Breviarium Historiae Romanae*, Bamberg, C. C. Buchner, 49 S., EUR 11,40 (ISBN: 978-3-661-53073-4).

Mit dieser seit Anfang 2021 – man möchte betonen: nun endlich – vorliegenden Lektüre-Ausgabe zu Eutrops *Breviarium ab urbe condita* wird ein schulisches Desiderat erfüllt (vgl. Marc Steinmann, FC 3/2014, 244-246) und zugleich eine „Marktlücke“ geschlossen; nur verwiesen sei auf Borgmann, A. (1986): *Eutropi Breviarum ab urbe condita*. Eine Alternative zur lat. Anfangslektüre, Arbeitshilfen für die katholische Schule in freier Trägerschaft 16, hg. von der Hauptabteilung Schule und Erziehung im Bischöflichen Generalvikariat, Münster. Dieses Bändchen enthält Auszüge aus den Büchern I bis VIII mit Vokabelangaben und Übersichten zum Inhalt der zehn Bücher, der römischen Geschichte und den Kardinal-/ Ordinalzahlen, jedoch keinerlei Aufgaben oder Abbildungen etc.

Eutrop tritt im schulischen Kontext bisher, wenn überhaupt, nur marginal in Verbindung mit anderen Schriftstellern (v. a. Sueton) zur Beleuchtung Caesars in Erscheinung. Immerhin wird ihm in Schleswig-Holstein als Übergangslektüre ein gewisser Platz eingeäumt (vgl. Leitfaden zu den Fachanforderungen Latein, Kiel 2016, 16) und es bestehen diverse Anknüpfungsmöglichkeiten zu mehreren Rubriken (Mythos, Geschichte, Politik, Kultur, Militär, Imperialismus, Topographie, Persönlichkeit/Identität) der rheinland-pfälzischen thematischen Mittelstufenlektüre (vgl. Lehrplan Latein. Sekundarstufe I, Mainz 2009, 36.

Die vorzustellende Ausgabe erfüllt jedoch einen doppelten Zweck: Sie dient als Anfangs- bzw. Übergangslektüre ebenso wie als *Vademecum* bzw. *Compendium* in der Oberstufe, zumal damit die eigenständige Tätigkeit der wiederholenden und vertiefenden Vorbereitung auf das Abitur forciert werden kann (vgl. Michael Lobe, FC 1/2021, 37-44). Das *Breviarium* – sowohl hinsichtlich der Grammatik als auch bezüglich des historischen Grundwissens – passt somit bestens zur Reihe „ratio EXPRESS. Lektüreklassiker fürs Abitur“.

Wie im Vorwort dargelegt, umfasst das „Arbeitsheft“ – durchgängig farblich ansprechend und nach dem Doppelseitenprinzip gegliedert – alle Phasen der römischen Geschichte, die jeweils exemplarisch, doch mit klarem Schwerpunkt auf der Republik vorgestellt werden. Knappen Betrachtungen zu Wortschatz und Grammatik (situativ geeignete Wiederholungen mit Beispielen und Übungen) folgen sehr nützliche Sachinformationen. Daran schließen sich die gut überschaubaren, inhaltlich motivierenden Passagen in angenehmer Schriftgröße mit ausreichendem Zeilenabstand an; „realistische“ Texthilfen *in margine* ermöglichen eine angemessen zügige Lektüre. Die zugehörigen Aufgaben zielen konsequent auf Texterschließung und vertiefende Interpretation; dabei werden auch die vielen und vielfältigen Illustrationen funktional einbezogen. Leider fehlt die eine oder andere zweisprachige Passage. Im Anhang finden sich die Ordinalia (bis 1000), ein Lernwortschatz zu den insgesamt 16 Kapiteln und ein sorgfältig zusammengestelltes, informatives Eigennamenverzeichnis.

Nun ein Blick in die Details der schönen Ausgabe! Die Grammatikwiederholungen hätten gelegentlich etwas ausführlicher gestaltet werden können (etwa 10: ein Hinweis zu den

verkürzten Verbformen *descendere/ descendere*; 14: weitere Formen der Deponentien; 20: polyvalentes *quam*; 32: *Abl. comparationis* ergänzen; 40: alternative Übersetzung der „prädikativen Zustandsadjektive“), folgen aber konsequent der didaktischen Reduktion und laden zur selbstständigen Wiederholung ein. Hilfreich wäre ein Hinweis auf die den Lernenden so nicht bekannte, vom Lehrbuch abweichende Bildung des Plusquamperfekt Passiv (PPP + Form von *esse* im Plusquamperfekt statt Imperfekt), welche Eutropius – neben der „regulären“ Form – häufig gebraucht.

Als kleine *Corrigenda* seien angemerkt: S. 10: *per-territus* (**sehr** erschreckt); im Infokasten muss es – wie richtig im Eigennamenverzeichnis – L. **Tarquinius** Collatinus heißen; S. 11: Vokabelangabe *idemque*: und zugleich; *annuum* lässt sich eher als Adjektiv zu *imperium* auffassen; S. 15: Vokabelangabe *ca-e-dere*! S. 31: *Ariminum* – (die heute bekannte Großstadt an der Adria-küste) Rimini; S. 35: In der zu bedachtem Lesen anregenden dritten Aufgabe (ebenso 37, Nr. 5) sollte fairerweise berücksichtigt werden, was Eutrop zur Titulatur vorweg in VII 1,2 gesagt hatte.

Einen Wermutstropfen dieses Kleinods – das kunstvolle Proöm (Widmung an Kaiser Valens Gothicus) wurde nicht aufgenommen (ggf. zweisprachig!) – kann die Lehrkraft leicht

kompensieren. Hierzu verweist der Bearbeiter auf die generell zu konsultierende Publikation von B. Bleckmann und J. Groß (vgl. Rezension von Michael Lobe, FC 2/2021, 135f.).

Ferner ist die Kaiserzeit „nur“ durch Augustus repräsentiert und somit die Chance vertan, den Blick auf die im Unterricht notorisch zu kurz kommende „spätere“ Antike (vgl. Bücher VIII bis X) zu weiten. Hier sollte die Lehrkraft etwa die ergiebige Passage X 8 zu Konstantin dem Großen berücksichtigen (Resümee der Leistungen, die Rolle Konstantinopels und die Apotheose).

Die Ausgabe eignet sich auch als Fundgrube für Kurzreferate bzw. Facharbeiten (resp. Seminararbeiten), zumal sich Vergleiche zu den Darstellungen anderer Historiker anbieten (u. a. zur kontrastierenden, dezidiert christlichen Perspektive eines Laktanz in *De mortibus persecutorum*). Sie besticht im letzten Kapitel mit einer Passage aus *De viris illustribus urbis Romae* zu Kaiser Augustus, die aus der Feder des gerade für den französischen Lateinunterricht lange Zeit bedeutsamen Priesters und Lehrers Charles-François Lhomond stammt.

„In der Kürze liegt die Würze“ – mit Eutropius und dieser neuen, lobenswerten Ausgabe lässt sich die Anfangslektüre gewiss auf glückliche Weise gestalten.

PETER SCHWALB

Varia

Der Philosoph und sein Schüler

Der hier exemplarisch abgedruckte Text stammt aus einem Schreibprojekt von Adrian Fricke, das er im Zusammenhang mit seiner Masterarbeit für den Master of Education in Latein und Griechisch an der Uni Göttingen begonnen hat und seither fortführt. Folgendes Prinzip wird folgt: Der Stil philosophischer Dialoge aus der Welt der Klassischen Philologie soll auf unsere moderne Welt mit aktuellen Themen und Problemen übertragen werden. Fricke sagt selbst: „Dialoge waren und sind wunderbar geeignet, um Gedanken und Meinungen auszutauschen, um zu überzeugen und um zu streiten. Als Medium für meine Dialoge dienen ein namentlich nicht genannter Philosoph mit einem ebenso anonymen Schüler, wobei der Philosoph durch geschicktes Fragen und unkonventionelles Denken die Ansichten seines Schülers infrage stellt oder verwirft. Natürlich denkt man hier sogleich an Sokrates, den Platon in seinen Dialogen ja genau dies tun lässt. Und ja, selbstverständlich habe ich mich von den sokratischen Dialogen für die Gestaltung meiner Texte inspirieren lassen.“

Des Weiteren bot der Satiriker und Philosoph Lukian von Samosata Ansatzpunkte für die Konzeption der Dialoge, dessen sophistische Grundhaltung übernommen wurde, sodass die Ansichten des hier zu Wort kommenden Philosophen nicht denen des Verfassers des Dialoges entsprechen. Fricke stellt klar: „Mein Philosoph beschreibt in den Dialogen die Dinge so, wie man sie sehen könnte, aber nicht muss. Er bietet seinem Schüler Perspektiven, und das ist das Beste, was ein Lehrer tun kann.“ Weitere Dialoge aus Frickes Feder mit Bezugnahme auf aktualpolitische Ereignisse

wurden schon und werden noch im Landesheft „Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg“ veröffentlicht und können bei Interesse dort nachgelesen werden. Vielleicht bieten sie methodisch-didaktische Anregung für den Griechisch-, aber auch Latein-Unterricht, in dem man auch Schüler:innen Dialoge im Rahmen einer Gruppenarbeit in solcher Manier verfassen lassen könnte.

Lob für die beste Demokratie der Welt

Der Philosoph beschäftigt sich neben aktuellen gesellschaftlichen Diskursen auch mit mehr oder weniger zeitlosen Themen. Hier gibt er eine Liebeserklärung an die seiner Ansicht nach beste Demokratie der Welt ab. Der Schüler ist verwirrt und versteht zunächst nicht, von welcher Demokratie der Philosoph spricht, aber zum Ende lüftet sich das Geheimnis.

Philosoph: Wie schön, dich mal wieder zu Gesicht zu bekommen, mein lieber Schüler. Wohin des Weges?

Schüler: Ich habe mir ein Buch über Rhetorik bestellt und es gerade abgeholt.

Philosoph: Wie wunderbar! Dann kannst du mir in ein paar Wochen sicher so manches beibringen, was nützlich ist, um meine Worte klar zu wählen.

Schüler: Als ob gerade du das nötig hättest! Ich habe es mir angeschafft, weil ich vielleicht später einmal mich politisch betätigen möchte.

Philosoph: Ach, so ist das! Eine hervorragende Idee. Die Politik hat den Rat von Philosophen bitter nötig.

Schüler: Richtig, und mit meinen Kenntnissen möchte dazu beitragen, dass unsere wunderbare Demokratie noch schöner und besser wird.

Philosoph: Dabei gibt es doch schon eine vollkommene Demokratie, nur wirst du sie nicht in der Politik finden.

Schüler: Wie meinst du das? Meinst du unser Land?

Philosoph: Nein, ich rede nicht von unserer Heimat. Ich rede von einer Demokratie, die alle Menschen betrifft und selbst durch ihre schlimmsten Feinde kaum zu zerstören ist; von einer Demokratie, an der alle automatisch teilhaben; kurz, ich rede von einer perfekten Demokratie.

Schüler: Eine schöne Utopie ist das!

Philosoph: Aber nein! Das ist keine Utopie. Stell dir vor, dass alle Menschen in gleichem Maße daran beteiligt sind, die Gesetze dieser Demokratie zu bestimmen. Niemand ist davon ausgeschlossen, und auch, wenn es zwischen manchen Leuten unterschiedliche Meinungen oder Interpretationen der Paragraphen gibt, so können sie sich doch im Großen und Ganzen auf eine einheitliche Linie einigen. Die wenigen unterschiedlichen Auffassungen einzelner Gesetze werden toleriert; mehr noch, manche neuen Ideen werden zum Anlass genommen, alte und nicht mehr brauchbare Dinge zu ersetzen.

Schüler: Das hört sich ja wirklich phantastisch an, aber zeig mir bitte die Demokratie, die so funktionieren soll.

Philosoph: Du wirst es gleich sehen, wenn ich mit dem Bild, das ich in deinem Kopf zeichnen möchte, fertig bin. Nun, die Gesetze werden von allen Menschen gestaltet, aber wer schreibt sie nieder? Das können nun wirklich nicht alle machen! Das gäbe ein

schönes Chaos! Deshalb wurden einige Menschen ausgewählt, die sich durch ein besonders gutes Verständnis der Regeln dieser Demokratie auszeichnen. Diese Menschen nun schreiben die Gesetze nieder, die sich alle anderen miteinander ausgedacht haben. Es ist dabei sehr wichtig, dass die Experten die Gesetze nicht bestimmen, sondern sie nur niederschreiben und in manchen Fällen, die gesellschaftlich umstritten sind, eine Empfehlung aussprechen. Sie veröffentlichen die Gesetze dieser Demokratie also, besitzen aber nur eine sehr eingeschränkte Macht, was ihre Gestaltung angeht. Denn in einer Demokratie geht, wie wir wissen, alle Macht vom Volk aus.

Schüler: Das scheint mir eine wahrhaft vollkommene Demokratie zu sein.

Philosoph: Ja, und in der Natur dieser Demokratie liegt es, dass sie einem stetigen Wandel unterworfen ist, denn tagtäglich wird von allen Menschen auf der Welt an ihr gefeilt und geschliffen, bis sie ihnen noch schöner erscheint; dann hat wieder jemand anderes eine neue Idee, und das Ganze beginnt von vorn. So kommt es, dass diese Demokratie ständig ihr Gesicht verändert, aber immer nur ganz leicht. Also erkennt man sie von gestern auf heute ganz mühelos wieder. Blickt man aber in ihr Gesicht von vor mehr als tausend Jahren, so hat sie sich so stark verändert, dass sie den Menschen von heute vollkommen unbekannt ist und sie kein einziges ihrer Gesetze kennen. Es ist aber zu Forschungszwecken durchaus möglich, diese alten Gesetze zu erlernen und sie mit den heutigen zu vergleichen.

Schüler: Gibt es denn Feinde dieser Demokratie, oder wurde einmal der Versuch unternommen, sie zu zerstören?

Philosoph: Ja, ständig. Es gab mal mehr, mal weniger erfolgreiche Versuche, aber es hat nie funktioniert. Diese Demokratie ist so stark, dass man sie niemals ganz zerstören kann. Man kann sie schwächen, aber danach kommt sie noch viel stärker zurück.

Schüler: Um was handelt es sich denn nun? Ich kann mir immer noch keinen Reim darauf machen.

Philosoph: Ich gebe dir einen Hinweis: Wir haben in den letzten Minuten die Gesetze dieser Demokratie die ganze Zeit über angewendet; es ging überhaupt nicht anders.

Schüler: Wir haben miteinander gesprochen. Ist es das, was du meinst?

Philosoph: Richtig! Die einzige vollkommene Demokratie dieser Welt ist die Sprache. Lass dir die Dinge, die ich eben gesagt habe, vor diesem Hintergrund noch einmal durch den Kopf gehen; dann wirst du sehen, wie recht ich damit habe: Alle Menschen wenden jeden Tag die Sprache an. Keine einzige Person hat sich jemals alleine die Regeln einer Sprache ausgedacht, sondern jede Sprache der Welt ist in der gemeinsamen Verwendung durch

ein Kollektiv entstanden. Es gab zwar von einzelnen Menschen Versuche, eine Sprache künstlich zu konstruieren, aber das hat nie funktioniert. Ferner beschreiben die gängigen Grammatiken und Wörterbücher nur die Regeln, also die Gesetze der Sprache, legen sie aber selbst nicht fest. Nur in einigen strittigen Fällen geben sie eine Empfehlung ab. Was richtig ist und was nicht, bestimmt ausschließlich das Volk; es gibt kein übergeordnetes Gesetz, welches den einen Satz als falsch und den anderen als richtig markieren würde. Und wenn du einmal siehst, dass Wörterbücher und Grammatiken ständig neu bearbeitet werden, dann wirst du auch verstehen, weshalb ich vorhin meinte, dass sich die Gesetze immerzu ändern. Diktaturen versuchen immer wieder, in gewissem Maße in die Gesetze der Demokratie der Sprache einzugreifen, aber auf lange Sicht ist das nie gelungen.

Schüler: Da hast du mir ja wieder etwas zum Nachdenken an die Hand gegeben! Bis zum nächsten Mal.

ADRIAN FRICKE



Odysseus-Verlag
CH-5023 Biberstein
www.odysseus-verlag.ch

Bonbons (sugarless)
mit 15 latein. Sprichwörtern
(Übersetzungen auf Rückseite)

500 Stück € 55 portofrei
Versand in Deutschland,
deutsches Konto

Die Zeitschrift „Forum Classicum“ setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise viermal jährlich.

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes:

Prof. Dr. Stefan Freund, Bergische Universität Wuppertal, Klassische Philologie, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal, E-Mail: info@altphilologenverband.de, Internet: <https://www.altphilologenverband.de>

Schriftleitung für das Forum Classicum: Prof. Dr. Markus Schauer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96045 Bamberg, E-Mail: markus.schauer@uni-bamberg.de

Redaktionsassistenten: Sarah Weichlein und Lilli Werner (Universität Bamberg)

Die **Redaktion** des Forum Classicum gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** Prof. Dr. Stefan Freund (s. o.)
2. **Didaktik:**
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Thierschstr. 46, 80538 München, E-Mail: michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de
3. **Fachwissenschaft:**
Prof. Dr. Markus Schauer (s. o.)
4. **Schulpolitik:**
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktssimons.de
5. **Personalia, Varia:**
OStD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer
6. **Rezensionen:**
StD i. R. Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: monikaunddietmar@gmx.de
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**
Erik Pulz, Universitätsplatz 12, 06108 Halle (Saale), E-Mail: erik.pulz@altertum.uni-halle.de
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: granobs@aol.com
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: Josef.Rabl@t-online.de

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Dr. Franziska Eickhoff, Geyener Straße 2, 50259 Pulheim, E-Mail: franziska.eickhoff@yahoo.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Forum Classicum im Internet

Das „Forum Classicum“ und seinen Vorgänger, das „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ mit allen veröffentlichten Beiträgen, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Reiter „Veröffentlichungen“/ „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt, sowie auf dem Informations- und Serviceportal der UB Heidelberg und der BSB München (<https://www.propylaeum.de/>) unter dem Reiter „Publizieren“/„Propylaeum-eJournals“ (<https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>). Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 wird auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin bereit gestellt (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Autorinnen und Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Adrian S. E r b e n , Residenzplatz 2, Tor A, 97070 Würzburg

Adrian F r i c k e , *adrian-fricke@gmx.de*

Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mitterlängstr. 13, 82178 München-Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Prof. Dr. Ulrich S c h m i t z e r , Unter den Linden 6, 10099 Berlin, *ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de*

Konstantin S c h u l z , *schulzcx@win.tu-berlin.de*

Peter S c h w a l b , Ober-Olmer Str. 18, 55127 Mainz

Dr. Heiko U l l r i c h , Eggerten 42, 76646 Bruchsal, *heiko.f.ullrich@web.de*

Hans Dietrich U n g e r , Konrad-Zirkel-Straße 43, 97769 Bad Brückenau, *hd-unger@t-online.de*

Prof. Dr. Michael W i s s e m a n n , Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, *mwissemde@yahoo.de*

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Zuschriften und Beiträge sind zu richten an: forum-classicum.klassphillat@uni-bamberg.de

Ein **Stylesheet** zur Vereinheitlichung von Zitierweisen und Literaturangaben bei Artikeln, Rezensionen und Beiträgen aller Art finden sie auf der Website des Fachinformationsdienstes Altertumswissenschaften Propylaeum unter <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und Anmerkungen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Auf Fußnoten ist möglichst zu verzichten. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: abgekürzter Vor- und vollständiger Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber (Erscheinungsjahr): Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Seitenzahl, Preis, (ISBN-Nummer). Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben: Vorname, Name, Titel, Funktion/Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse. Rezensionen sind an Dr. Dietmar Schmitz zu senden (siehe Impressum).

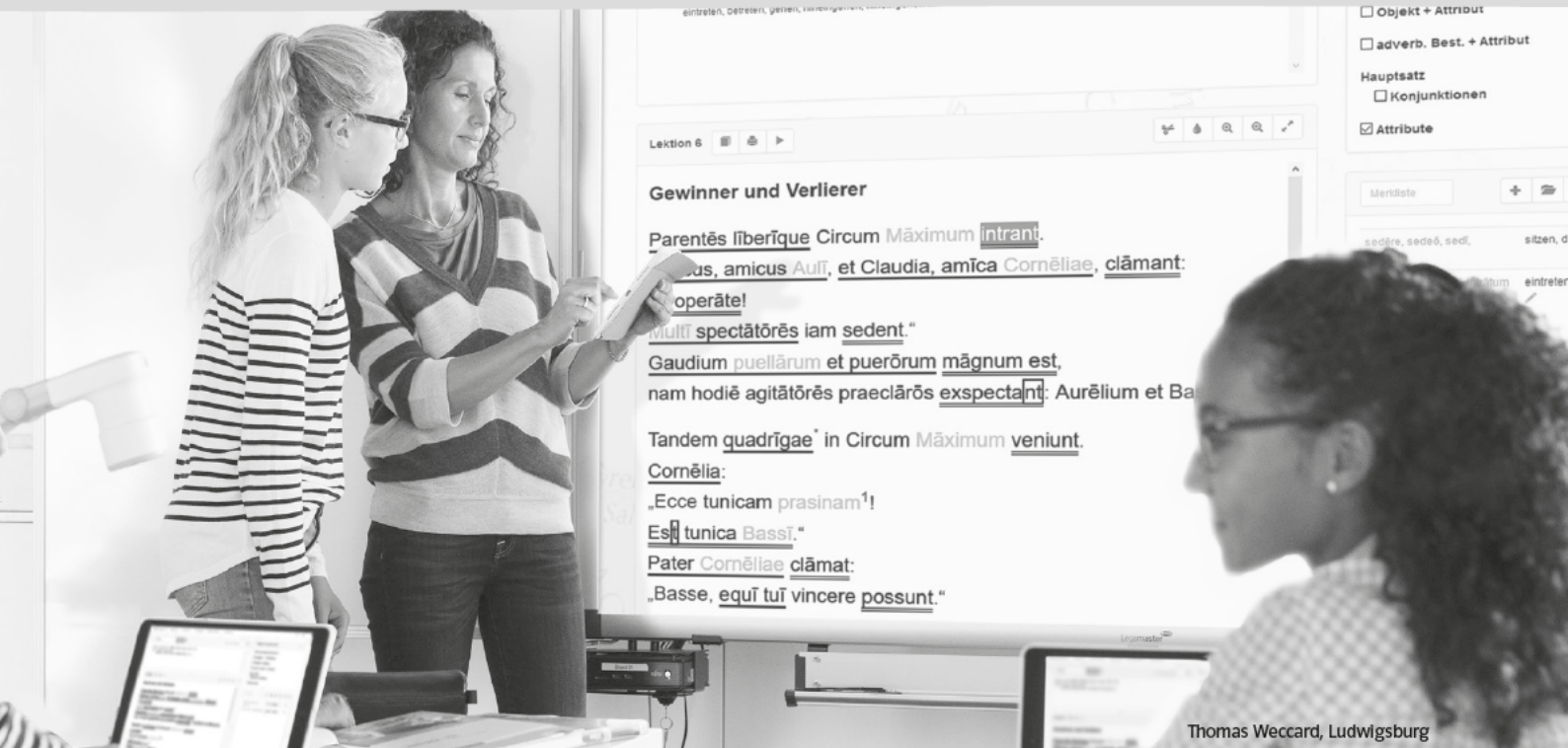
Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

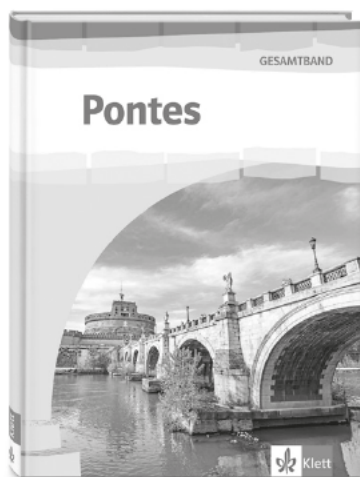
- 1. Baden-Württemberg**
Dr. Stefan Faller
Seminar für Griechische und Lateinische
Philologie
Albert-Ludwigs-Universität
Platz der Universität
79085 Freiburg
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
Jan Bernhardt
Goethe-Gymnasium
Gasteiner Straße 23
10717 Berlin
j.bernhardt@davbb.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
DAV, Landesverband Hamburg
c/o A. Lohmann
Hellkamp 74
20255 Hamburg
hamburg@dav-nord.de
1. Vorsitzende Dr. Anne Uhl
- 6. Hessen**
Dr. Marion Clausen
Gymnasium Philippinum Marburg
Leopold-Lucas-Straße 18
35037 Marburg
Marion.Clausen@Gmail.com
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
Dr. Katja I. L. Sommer
Helene-Lange-Schule Hannover
- 9. Nordrhein-Westfalen**
Hohe Straße 24
30449 Hannover
ksommer@NAVonline.de
Dr. Susanne Aretz
Zu den Kämpfen 12 d
44791 Bochum
Tel. (0170) 28 08 326
aretz@neues-gymnasium-bochum.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
OStR Hans-Joachim Pütz
IGS Rockenhausen
Mühlackerweg 25
67806 Rockenhausen
hans-joachim_puetz@freenet.de
- 11. Saarland**
OStR Rudolf Weis
Richard-Wagner-Str. 7
66386 St. Ingbert
Tel.: (0 68 94) 37637
abkmrw06897@arcor.de
- 12. Sachsen**
Günter Kiefer
Flurweg 1A
02977 Hoyerswerda
gw.kiefer@web.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Dr. Anne Friedrich
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)
Universitätsplatz 12
06108 Halle/ Saale
Tel.: (03 45) 55 24 010
anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
- 14. Schleswig-Holstein**
StD Ulf Jesper
IQSH
Schreberweg 5,
24119 Kronshagen
ulf.jesper@iqsh.de
- 15. Thüringen**
PD Dr. Roderich Kirchner
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Institut für Altertumswissenschaften
Fürstengraben 25
07743 Jena
Roderich.Kirchner@uni-jena.de

(Stand: Dezember 2021)



Optimale digitale Unterstützung bei der Textarbeit

Das neue Pontes in Navigium-Online



N NAVIGIUM

Klett kooperiert mit der beliebten Lern- und Lehrsoftware Navigium-Online. Alle Lektionstexte und Vokabeln des neuen Pontes sind in Navigium eingebunden.

Ihre Vorteile auf einen Blick:

- Schneller Überblick über die sprachliche Struktur der Lektionstexte durch Satzgliedmarkierungen und Einrückungen
- Einfaches Vorbereiten differenzierter Textvarianten
- Einfaches Anlegen von Textlexika und eigener Vokabellisten
- Komfortable Erstellung von Klassenarbeiten
- Vokabeltesterstellung und -auswertung in Sekunden
- Sofort und überall einsatzbereit per Online-Login

www.klett.de/pontes-navigium

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

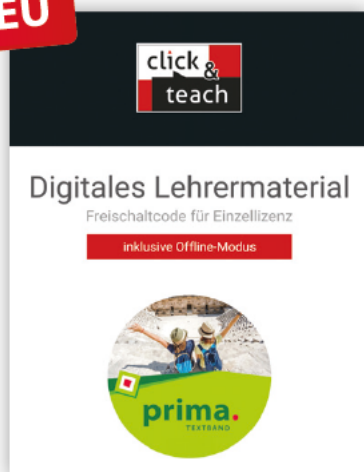
 **Klett**



Einfach Unterricht gestalten mit click & teach!

Mit dem **digitalen Lehrmaterial click & teach** können Sie Ihren **Unterricht schnell und unkompliziert vorbereiten**. Es bietet auf prima. abgestimmte methodische Hinweise, Lösungen, Klausurvorschläge, Arbeitsblätter und weitere digitale Zusatzmaterialien.

NEU



click & teach Textband Box

Digitales Lehrmaterial
(Karte mit Freischaltcode)*
978-3-661-40560-5, € 47,90

Neue Funktionen für Sie in Arbeit:



- Aufgabenpool
- Forum zum Nachrichtenaustausch
- digitaler Notizzettel

*Weitere Lizenzformen finden Sie auf www.ccbuchner.de.



C.C.Buchner Verlag GmbH & Co. KG
service@ccbuchner.de
www.ccbuchner.de
www.facebook.de/ccbuchner